

# Jan Petersen - Unsere Straße (1933)

<http://nemesis.marxists.org>

hängt ihm wirr ins Gesicht. Man hat dauernd das Gefühl, es ihm zurückstreichen zu müssen.

„Soll man nicht sein!“ antwortet Rothacker für mich. Er liegt halb ausgestreckt auf dem wackligen Sofa der Laube. Er ist blass. Seine Augenränder hinter den Brillengläsern sind rot entzündet.

„Lasst man, sind auch tausendfünfhundert Blatt!“ tröstet Franz. Und zu Strubbel sagt er: „Hätt'st du allein nicht nudeln könn'." - „Nee!“

Die Flugblätter liegen quer und längs gestapelt auf dem Tisch. Sie sind noch feucht.

„Wenn die andern ooch so velle ham, wird Siemens überschwemmt!“ freut sich Strubbel.

Niemand antwortet. Ich habe mich in den ausgefransten Korbsessel gesetzt und döse. Franz sitzt neben Rothacker. Jetzt, da der Körper ohne Bewegung ist, wird das Schlafbedürfnis noch stärker. Ich muss die Augen krampfhaft offen halten.

An den Bretterwänden rings hängen mit Papier ausgestopfte Kaninchenfelle an Schnüren. In der linken Ecke steht ein eisernes Feldbett mit einer zerschlissenen roten Steppdecke. Hinter der danebenliegenden schmalen Tür schlafen Strubbels Frau und der dreijährige Heini. Strubbel wohnte früher bei uns in der Straße. Er ist seit drei Jahren arbeitslos. Er wurde vom Wirt exmittiert. Der ließ ihm die Möbel auf den Bürgersteig stellen. Strubbel zog damals zu Genossen. Später haben wir ihm die Laube bauen helfen. Jetzt ist er politischer Leiter unserer Zellen in der Siemensstädter Laubenkolonie. Siemensstadt ist Nazihochburg. Alles Kleinbürger. Bei den Wahlen hängen aus zehn Fenstern acht Hakenkreuzfahnen. Jemand rüttelt an meiner Schulter, ich bin doch eingekickt.

„Los, is Zeit!“

Strubbel schlägt den Kartoffelsack, der vor der Tür hängt, zurück.

„Macht's jut. Lasst euch nich schnappen!“

In den Laubengängen riecht es nach Mist und Verfaulendem. Irgendwo schlägt ein Hund an. Ein milchiger Dunstschleier liegt über den Lauben. Es ist kalt. Wir biegen scharf rechts ein. Der hohe Bahndamm taucht vor uns auf. Ein langer Güterzug fährt polternd über die Brücke. Die Lokomotive stößt dicke weiße Wolken in die Luft. Die Bahnhofsuhr zeigt einige Minuten vor fünf. Der Schaltervorraum ist leer. Der Knipser sitzt verschlafen in seiner „Wanne“. Er sieht uns fragend an.

„Wir warten draußen“, sagt Franz halblaut.

Auf dem Kanalwasser hinter der Bahnüberführung zittert das Bogenlampenlicht. Ich lehne mich gegen das Geländer.

„Sie kommen!“

Ernst Schwiebus, der Konfektionär, Heinz Preuß und Ede sind da.

Ede trägt sein Glasauge. Wir schütteln uns die Hand.

„Heute nacht war in der Wallstraße Razzia, du!“ sagt Schwiebus. „Um zwei Uhr haben sie die Zugangs Straßen besetzt. Paul Teichert war nicht am Treffpunkt. Wird nicht raus können, du.“ Das „Du“ ist bei Schwiebus oft am Abschluss seiner Sätze, eine Angewohnheit von ihm.

„Weißt du Näheres? Verhaftungen?“ fragt Franz.

„Nein. Ist aber möglich, du.“

„Wir müssen uns überlegen, wo wir die Nacht waren!“ Franz nickt mir und Rothacker zu.

Wir verteilen hastig die Flugblätter. Jeder steckt sich die Taschen voll. Ein hell erleuchteter Zug fährt über die Brücke vor uns. Franz drängt zur Eile. Er sagt: „Du sprichst bei deiner Gruppe, Schwiebus. Ich bei uns. Fangt an der Zugspitze an, wir nehmen die hinteren Wagen. Wir pendeln, kommen mit den leeren Zügen hierher zurück. Wenn eine Kolonne nicht ankommt, verlässt die andere den Bahnhof. Auf den Bahnsteigen aufpassen, ob die Luft rein ist. Los!“

„Ich kann nur bis sieben Uhr, du, mein Tretmotor wartet“, sagt Schwiebus hastig. Er ist Fahrradbote in einem Parfümgeschäft.

„Sind wir längst fertig!“

Wir trennen uns. Meine Nerven sind angespannt. Die Müdigkeit ist verflogen. Nur im Kopf ist ein dumpfer Druck, und die Augen brennen. Der Bahnsteig ist voller Menschen. Ununterbrochen laufen jetzt die elektrischen Züge ein. Die Frühschicht der Siemenswerke fährt zur Arbeit. Tausende. Am ersten Morgen nach der Kanzlerernennung Hitlers.

Das Abteil riecht nach Schweiß und kaltem Rauch. Mit verschlafenen Gesichtern sitzen die Menschen auf

den Bänken. Einige lassen die Köpfe hängen. Sie schlafen hier weiter, nützen die Bahnfahrt aus. Wir drücken jedem ein Flugblatt in die Hand. Ich bin benommen. Es ist alles so anders, als ich es erwartet habe. Niemand diskutiert, keine Erregung ist zu spüren. Sie nehmen uns die Flugblätter stumm ab. Einige lesen darin, die meisten stecken sie gleich in die Tasche. Franz stellt sich in die Wagenmitte. Laut fängt er an:

„Kollegen! Gestern ist Hitler Reichskanzler geworden. Der deutsche Kapitalismus hat ihn gerufen, er sieht aus seiner Krise keinen andern Ausweg als noch größere Ausbeutung der Arbeiterschaft. Hitler soll aus Deutschland ein Arbeitszuchthaus machen. Jeder Widerstand soll durch Terror erstickt werden. Gestern abend hat schon die SA begonnen, Arbeiterbezirke zu überfallen. Kollegen! Die Arbeiter der ganzen Welt blicken in diesen Stunden auf euch. Auf euch in den Betrieben wird es ankommen, ob der blutige Faschismus sein Vorhaben durchführen kann.“ Hinter den Wagenfenstern ödes Land. Bunte Signallichter. Franz wirft einen schnellen Blick seitwärts, spricht rascher. „Wir Kommunisten, Arbeitslose und Betriebsarbeiter, kommen zu euch, um kameradschaftlich mit euch dagegen zu kämpfen. Wir sagen euch: Rührt heute keinen Schalthebel an! Setzt keine Maschine in Gang! Macht sofort in den Garderoben, in den Speisesälen, überall, Abteilungsversammlungen! Besprecht die Lage. Wählt euch Aktionsausschüsse. Es gibt nur eine Antwort auf die Hitlerdiktatur: Politischer Massenstreik in ganz Deutschland! Es geht um euer Leben, um die Zukunft eurer Kinder, denkt daran!“

Franz spricht leidenschaftlich. Ich beobachte die Gesichter ringsum. Alle Augen hängen an ihm, aber das Abteil bleibt auch jetzt stumm. Sie müssen uns verstehen, sie müssen begreifen. Jetzt, in diesen Minuten!

„Los diskutieren!“ raunt uns Franz zu.

Der Zug geht in eine steile Kurve, liegt ganz schräg.

Ich trete in eine Bankreihe. Zwei junge Arbeiter, ein älterer und eine Frau sitzen dort. Die Frau hat das Flugblatt zu einem kleinen Viereck zusammengekniffen, dreht es zwischen den Fingern. Der Alte liest darin, die beiden andern müssen es schon in die Tasche gesteckt haben.

Gelesen haben sie es dann nicht.

„Kollegen! Wir dürfen so nicht auseinander gehen. Ihr fühlt sicher wie wir, dass etwas geschehen muss. Heute noch! Die Arbeiterschaft muss sich wehren. Sprecht sofort mit euren Abteilungskollegen.“

Ich stehe vornübergeneigt, der schwankende Zug schüttelt mich. Die Frau sieht mich mit kleinen, unruhigen Augen schräg an. Ihr Mund ist zusammengekniffen. Streiken! Hast einen schlaun Bauch, mein Lieber! scheint ihr Blick zu sagen. Der junge Arbeiter links zuckt mit den Schultern. „Schon richtig - ja“, sagt er gedehnt. Der neben ihm nestelt verlegen an seiner Frühstückstasche. Draußen über dem Land liegt eine dünne, schmutzgraue Eisschicht.

„Wir können nichts machen. Man muss abwarten, was die Gewerkschaften beschließen“, sagt da der Alte. An seinen ruhigen, dunklen Augen finde ich endlich Halt.

„Nicht abwarten, Kollege. Irgendwie muss doch ein Anfang gemacht werden. Die andern werden dann mitgerissen!“

Der Alte schüttelt den Kopf.

„Ohne Anweisung der Gewerkschaften! Ohne Streikkassen! Einfach wild drauflos?!“ Der Junge links nickt zustimmend: „Unmöglich!“

„Die Arbeit verlieren wir nur dabei, die Arbeit!“ wirft die Frau spitz ein.

„Gegen die gesamte Arbeiterschaft können sie nicht...“

Der Zug bremst zischend und hält. Alle drängen zur Tür. „Wernerwerk“ steht draußen auf großen Emailleschildern.

Auf dem offenen Bahnsteig pfeift ein eisiger Wind. Dicht vor uns ragen Werkgebäude. Die hellen Fensterviervierecke steigen hoch in den fahlgrauen Himmel. Hinter den Glaswänden sieht man wie ein Gerippe die breite Treppe. Kleine Punkte von Menschen wimmeln. Über den Werkhof unten links ziehen dichte Reihen. Zehntausende sind in ein paar Minuten verschluckt. Wenn sie alle ...

„Dort! Vor dem Bahnhof, vor dem Werkeingang Flugblattverteiler!“ sagt Rothacker.

„Die Laubenzellen.“

Auf der andern Bahnsteigseite läuft ein leerer Zug ein. Schwiebus springt mit seiner Gruppe heraus.

„Was ist, du?“

„Bleibt hier oben, wir gehen zum Bahnhof Fürstenbrunn“, sagt Franz.

Wir laufen hastig durch enge Straßen, in denen nur Fabrikgebäude stehen. Graue Mauern, davor ein Streifen Rasen und Eisenzäune. Ede ist jetzt bei uns. „Ick will mit“, hat er gefordert. Arbeitertrupps kommen uns entgegen. Rothacker beginnt Flugblätter zu verteilen. Nirgends ist Polizei zu sehen.

„Lass, für die Brücke“, sagt Franz.

Auf den Bürgersteigen liegen Flugblätter verstreut. Werfen sie einfach weg, sind die ganz Ängstlichen. Rechts bleiben die Fabriken zurück, die Fürstenbrunner Brücke taucht vor uns auf. Hier am Kanal ist der Wasseranschluss der Werke. Hinter der Brücke wölbt sich der dunkle Buckel des Bahnhofs Fürstenbrunner Weg. Er ist die zweite Bahnverbindung der Werke. Am Tage liegt er tot und still. Jetzt aber kommen Tausende hier an. In Viererreihen schieben sich die Arbeiter über die enge Brücke. Wir verteilen Flugblätter, sagen ein paar hastige Worte. Für Diskussionen ist hier nicht Zeit, alle haben es eilig. Mein Flugblattvorrat ist bald erschöpft. Auch Rothacker kommt mit leeren Händen.

„Und nicht mal Polizei!“

Franz sieht starr auf die vorbeihastende Menge.

„Hier hätte mehr sein müssen, viel mehr! Der erste Morgen nach der Hitlerkanzlerschaft, im größten Industriebezirk Berlins! Zweihundert Mann Schutz, ein Führer der Partei in der Mitte. Zwei, drei Minuten sprechen. Das wäre ein Signal für ganz Deutschland.“

Wir stehen, bis der Zug der Arbeiter abbröckelt. Nachzügler rennen vorbei. Eine Sirene zerreit die Stille, schwillt singend zu einem hellen Ton an und verröhelt winselnd. Franz ruckt mit dem Kopf. „Gehn wir!“ Unsere Stiefel klappen. Niemand spricht. Ein Gefühl der Ohnmacht füllt mich bis an die Haarwurzeln. Links ragt über das Häusermeer das breite, kantige Viereck des Siemensturmes. Dünne Rauchfahnen kriechen aus seiner Spitze. Er ist Schornstein und Uhr, das Wahrzeichen von Siemensstadt. Jede Turmseite trägt meterhohe Leuchtzeiger, um sie herum helle Vierecke, die Stundenmarkierungen. Kilometerweit kann man die Zeit ablesen. Die Zeiger scheinen mir höhnisch zu winken. „Ihr wollt Unruhe in den befohlenen Trab bringen? - Hier! - Auf die Minute genau sind alle gekommen. Hört ihr es brausen in den Hallen? Ha, ha, ha, es läuft alles weiter.“

Franz sagt plötzlich rau: „Wir sind alle zur Stelle. Wir berennen die Industriefestungen. Von außen! Und das Echo drinnen?“

Sein Gesicht sieht müde und eingefallen aus. Die Mütze sitzt ihm tief im Genick. Er wiegt schwerfällig die breiten Schultern. Auch Edes und Rothackers Gesichter sehen verbissen aus. Eine furchtbare Wahrheit lag in Franzens Worten. Meine Füe sind wie Blei. Die physische Erschöpfung kommt dazu. Blo schlafen, schlafen. Links beginnen die Laubenkolonien. Unsere Laubenkolonien. „Klein-Moskau“ heißen sie hier. In einigen der niedrigen Fenster brennt gelbliches Licht. Dünner Rauch steigt senkrecht aus einem Blechschorstein. Ein Hahn krät.

Rothacker sagt: „Wir sind alles Arbeitslose. Warum? Weil die Besten immer aus den Betrieben rausgeflogen sind! Bist du nicht selber hier rausgeflogen?! Jetzt von außen her - das ist nicht dasselbe!“

Franz dreht den Kopf. Er sieht Rothacker an, als sehe er ihn zum ersten Mal. „Unsere Gewerkschaftsarbeit —“

Er holt tief Atem.

„Du hast heute die Antworten gehört! Abwarten -“

Ede spuckt geräuschvoll aus und schlägt die Arme übereinander. „Verdammt kalt, watt?“ Dann sagt er, als besinne er sich auf das Thema: „Abwarten, abwarten. Ick sage euch, darunter verbirgt manch eener watt. Der Heini Ketzler bei uns nebenan zum Beispiel. Ihr kennt ihn, Bulletinheini. Der arbeitet ooch hier, als Former. Sauschuftereier, erzählt er, mit dem feuchten Sand und so. Er verdient een paar Kröten, so in die dreißiger Mark. Aber der hat Angst, die Käsearbeit zu valier'n, sage ick euch! Und dann: Für seine Kalle spart der. Die will een Koffergrammophon ham.“

Er lacht verächtlich.

„Watt hab ick mit dem jeredt! Die Kleene, det Grammophon, sonntachs mit ihr int Kino - weiter interessiert den nischt. Von der Sorte jibt's 'ne Menge. Dett kommt dazu!“

Wir haben den Bahnhof Jungfernheide erreicht. Dicht besetzte Straßenbahnen fahren hintereinander vorbei. Über die Eisenbahnbrücke rollen Züge. Sie brennen noch Licht, obwohl es schon hell ist. Die Siemensangestellten fahren in die Büros.

Franz bleibt stehen.

„Trennen wir uns. Vorsicht in der Wallstraße.“

Die Zeitungen bringen lange Artikel über die Vorfälle, die sich in der Nacht der Kanzlerernennung Hitlers in unserer Straße abgespielt haben. Der Schupo, den wir vor der schießenden SA plötzlich zusammenbrechen sahen, heißt Zauritz. Der SA-Mann aber ist der Sturmführer Maikowski vom Sturm 33! Sie sind beide tot.

Die Dreiunddreißiger haben mit ihren sinnlos vor Angst abgefeuerten Revolversalven einen Polizisten getötet - sie haben ihren Sturmführer erschossen! Wir haben es mit eigenen Augen gesehen - und jetzt lesen wir in den Zeitungen, dass die beiden Opfer der Kommunisten seien! In den Zeitungsartikeln steht

kein Wort davon, dass die Dreiunddreißiger in unsere Straße einmarschiert sind, dass sie unsere Straße in dieser Nacht im Sturm „erobert“ wollten. Die Nazizeitungen schreiben wüste Hetzartikel. Sie bezeichnen Maikowski als „neues Blutopfer der Kommune“. Es scheint, als ob der Tod Maikowskis der Anlass zu einer verstärkten Terrorwelle gegen unsere von ihnen so gehasste rote Straße werden soll, denn gestern abend hat diese Pressehetze sich schon ausgewirkt. Die gesamte Standarte West der Berliner SA ist durch unsere Straße marschiert. Es war eine Rachedemonstration wegen der „Ermordung“ Maikowskis. Lange vor Beginn derselben kam die Polizei in unser Verkehrslokal Werner und forderte den Wirt auf, das Lokal zu schließen. Dann besetzte sie alle Ecken, sperrte die Straße für den Verkehr. Ein Überfallauto fuhr ununterbrochen hin und her, leuchtete mit seinem Scheinwerfer zu den Fenstern der Wohnungen hinauf. Sogar die Dächer suchte die Polizei nach eventuell verborgenen „Schützen“ ab. In unserer Straße brannte in den Wohnungen an der Straßenfront kein Licht. Es war, als ob alles Leben erstorben sei. Dann zogen die Braunen in langen Reihen, mit brennenden Fackeln durch die Straße. Ihr Rachegegeschrei, ihre gebrüllten Lieder empfing Grabesstille. Diese erzwungene Stille sprach trotz alledem am lautesten. Die Nervenanspannungen der letzten Tage haben einen heißen Wunsch nach Leben und Ausspannen bei mir hervorgerufen. Nie habe ich das so empfunden. Ich muss zu Käthe gehen. Ich will sie sehen, ihre Stimme hören.

Frau Zander sitzt in der Küche an der Nähmaschine.

„Ist Franz da?“

Ich schäme mich auf einmal, gleich nach Käthe zu fragen.

„Nein. Aber geh nur rein, Käthe ist da.“

Sie sitzt auf dem Sofa. Ein Berg Strümpfe liegt neben ihr. Sie hat mich nicht kommen hören.

„n Abend, Käthe.“

„Jan!“ In ihre braunen Augen kommt ein warmer Glanz. „Setz dich.“

Das weinrote Kleid mit dem geflochtenen Ledergürtel hat sie heute an. Es liegt eng an. Sieht gut aus. Eine helle Haarsträhne fällt ihr ins Gesicht, als sie sich über den Strumpf bückt. Sie pustet sie zurück.

„Bist ja so still?“

Sie sieht mich prüfend an.

„Man kann nicht immer reden.“

In der Küche summt die Nähmaschine. Sie setzt aus, summt weiter.

„Ich wollte dich abholen. Wir wollen ein bisschen laufen.“

Sie nickt. „Gleich, ja. Noch ein Loch.“

Die Straßenlaternen brennen schon. Es ist kühles, trockenes Wetter. Ich atme die Luft tief ein. Sie ist rein um diese Jahreszeit, wie sonst nie in der Stadt. Käthe hat die Hand in meiner Manteltasche. Ich kann sie umfassen, so klein ist sie. Ich mache kurze Schritte wie Käthe. Was sie für ein buntgewürfeltes Tuch um den Hals hat! Es sieht so frisch und lustig aus. Es ist alles schön so. Mal an nichts denken, nur gehen, gehen. Wir wollen auch gar nicht reden. Das Cafe ist klein und fast leer. Käthe lehnt sich an mich. Wir freuen uns. Die heiße Tasse Kaffee wärmt uns wieder auf. Käthes Gesicht ist gerötet, ihre Augen glänzen. Ich greife nach der Illustrierten auf dem Nebentisch. Auf der zweiten Seite ist ein Bild marschierender Schupos.

„Polizei mit Hakenkreuzfahne auf der Rheinbrücke.“

Also schon offiziell! Ich lege die Zeitung hin.

„Willi ist schon weg“, sagt Käthe.

Sie hat das Bild auch gesehen.

„So?“

„Es war ihm nach der Razzia zu unsicher.“

Plötzlich ist das alles wieder da. Richtig. Ich hätte ihn auch in der Wohnung sehen müssen.

„Komm, Käthe, gehn wir zu mir.“

Ich schließe meine Haustür auf. Käthe ist dicht neben mir. Wir haben kein Wort gesprochen. Wir tapfen die dunklen Treppen hoch.

„Leise - die Wirtin!“

Vor einigen Tagen schrieben die Zeitungen schon, dass Maikowski, der erschossene Sturmführer des SA-Sturmes 33, und der Polizist Zauritz Staatsbegräbnis erhalten. Heute sind die beiden im Berliner Dom aufgebahrt worden. In Anwesenheit Hitlers, der Regierung, der Spitzen von SA, SS und der Polizei hat dort eine Feier stattgefunden.

Die Abendzeitungen bringen lange Berichte mit Bildern. Wieder steht die Lüge darin, dass die beiden von Kommunisten ermordet worden seien. Der SA-Sturm 33 und eine Abteilung der Polizei sind vor dem

Dom aufmarschiert.

Franz erzählte mir, dass die Feier über den ganzen deutschen Rundfunk übertragen wurde. Er war gerade bei einem Genossen und hörte, wie der Rundfunkreporter (ein Photo zeigt ihn vor dem Mikrofon auf den Stufen des Domes) die SA mit den Worten empfing: „Ha, ha, da kommt der gefürchtete ‚Mordsturm‘ 33.“

„Sie loben die Dreiunddreißiger noch öffentlich für ihren jahrelangen Terror“, meinte Franz. Das könne für die nur eine Aufforderung zu neuen Gewalttaten gegen unsere Straße sein. Dieser Fall Maikowski werde sich für uns sicher noch schlimmer auswirken, umsonst ziehe die Naziregierung das alles nicht so groß auf. Wir müssten allen Genossen einschärfen, jetzt doppelt vorsichtig zu sein.

Noch nie hat Franz so besorgt zu mir gesprochen.

„Deutschland ist nicht Italien“, haben viele Genossen immer gesagt. - Unsere ersten Versuche, einen Generalstreik gegen die Hitlerregierung auszulösen, sind gescheitert. Hat Franz recht? Stehen wir wirklich am Beginn eines blutigen deutschen Faschismus?

Die Straße läuft einen kleinen Berg hinauf.

„Röntgenstraße. Ihr Jagdrevier.“

Franz nickt über den Fahrdamm. Drüben liegt das Sturmlokal der Dreiunddreißiger. Es ist keine Uniform zu sehen. Wo die wieder stecken?

Wir haben die Höhe der Straße erreicht. Eine große Brücke überspannt die Spree. Links schwanken Bogenlampen auf der Kaimauer. Ein großer Kran fährt lautlos hin und her, steckt seinen Greifer tief in die Lastkähne. Dahinter stehen lange, erleuchtete Werkhallen. Aus ihrer Mitte stößt ein riesiger Schornstein in den Abendhimmel. Die Laufkatzen der Koksschwebbahn kreischen. Es ist das Elektrizitätswerk Charlottenburg am Spreebord.

Franz bleibt plötzlich stehen. Der Wind trägt mehrfaches Knallen über die Spree. Wir lauschen. Jetzt wieder: drei-, vier-, fünfmal!

„Klingt wie Schüsse!“

Ich nehme die Hand von der Ohrmuschel.

„Ja. Wenn das nur nicht bei Willmann ist.“

Willmann ist ein Häuserschutzstaffellokal von uns. Es liegt in der an die Spree grenzenden Nebenstraße.

„Das Sturmlokal sah so verlassen aus“, sagt Franz langsam.

Er spricht meinen Gedanken aus.

Wir gehen an langen Garagenwänden entlang, biegen dann links ein. Franz drückt dreimal auf eine Türklingel. Das Haus ist mir fremd. Der elektrische Türkontakt schnarrt. Im Flur erscheint am Guckfenster der Portier. Ein kleines graues Männchen mit einer Brille.

„Wir möchten eine Auskunft über die freie Zweizimmerwohnung.“

„Bitte sehr. Rechts die erste Tür“, sagt das Männchen mit dünner Stimme.

Es geht durch einen langen Flur, dann kommt ein spärlich beleuchtetes großes Zimmer. Drei Männer schütteln uns die Hand. Ich kenne nur einen vom Nachbarbezirk. Die andern sind ein großer kahlköpfiger Mann mit einem energischen Gesicht und ein Untersetzter mit einem kleinen dunklen Bärtchen. Das Portiermännchen lässt die Türe angelehnt. Seine Pantoffeln schlürfen den Korridor zurück.

„Wir können noch nicht anfangen“, sagt der Kahlköpfige zu Franz.

„Es fehlen zwei Staffelleiter.“

„Ja, gut.“

Eine Standuhr tickt. Über einem Sofa hängt ein Vogelbauer. Er ist mit einem dunklen Tuch zugedeckt.

Wir sitzen auf schweren, gedrechselten Stühlen. Draußen schrillt plötzlich die Klingel. Die Pantoffeln des Alten schlürfen. Wir sehen zur Tür.

Eine tiefe Stimme: „Wir möchten eine Auskunft über die freie Zweizimmerwohnung.“

Die dünne Stimme des Alten antwortet. Dann tappen schwere Stiefel auf dem Korridor. Richard Hüttig! Wer ist der andre? Ich kenne ihn nicht. Hüttigs Gesicht ist düster. Um seinen Mund liegen tiefe Falten.

„Wir haben uns verspätet. Die Dreiunddreißiger haben vor einer halben Stunde einen Feuerüberfall auf Willmann gemacht.“

Es ist totenstill. Hüttig sieht an uns vorbei.

„- Ein Genosse hat einen Bauchschuss - der andere Schultersteckschuss.“

Ich sehe, wie sein Gesicht zuckt. Seine schweren Hände packen den Gürtel. Noch immer ist Schweigen.

Endlich spricht der Kahlköpfige. „Darüber nachher. Zuerst...“

Er fährt sich über die Stirn.

„Ihr wisst, dass einige Genossen verhaftet worden sind. Wegen der Nacht vom 30. Januar. Meistens sind's

Staffelleute von Stani. Die ganze Presse hat auf höheren Befehl die Vorfälle in der Nacht groß ausgeschlachtet. Aus dem erschossenen Sturmführer Maikowski soll anscheinend ein neuer Horst Wessel gemacht werden. Wir müssen der Öffentlichkeit die wahren Mörder zeigen, Genossen. Mit Zeitungen und Flugblättern."

Einen Augenblick lang hört man nur das Ticken der Standuhr.

„Wir müssen folgende Fragen aufwerfen: Was wollte der schwerbewaffnete Sturm in dieser Nacht in der Wallstraße? Sein Rückmarschweg lag entgegengesetzt. Warum nimmt man keine Obduktion der Leichen vor? Weil sie beweisen würde, dass die Schüsse aus nächster Nähe abgefeuert wurden. Weil sie beweisen würde, dass Maikowski und der Polizist Zauritz von dem hinter ihnen marschierenden Sturm erschossen worden sind."

Der Kahlköpfige sieht jeden an.

„Merkt euch vor allem: Wie wir hören, war uns dieser Schupo Zauritz nicht feindlich gesinnt. Man zwingt die Frau, jetzt den Hetzrummel mitzumachen. Man will ihr sonst die Pension streichen. Sie hat ein Kind. Die Nazipresse schreibt, dass man die Straße in Maikowskistraße umbenennen will. Eine Bronzeplakette soll an der Todesstelle eingeweiht werden. Ihr seht, sie werden alles tun, um uns als ‚Mordkommune‘ abzustempeln."

Richard Hüttig hebt den Kopf, er will etwas sagen.

„Augenblick noch. Noch eins: Wir werden in den nächsten Tagen für den erschossenen Polizisten Zauritz an der Mordstelle einen Kranz mit roter Schleife niederlegen. Als Zeichen unserer Trauer und um öffentlich zu unterstreichen, dass wir an seinem Tod unschuldig sind. Darüber strengstes Stillschweigen. Gegen jeden!"

Richard Hüttig legt seine großen Hände auf den Tisch. Er sieht sie an. Er sagt: „Wir Häuserschutzstaffeln werden euch unterstützen wie immer. Wir sind ja verantwortlich für das Leben der Charlottenburger Proleten. Ihr wisst, wie viel Tote wir schon haben ..." Seine Stimme wird leiser. „Vielleicht ist es jetzt schon einer mehr."

Seine Hände schließen sich. Er hebt den Kopf.

„Ich muss euch im Namen meiner Jungs sagen, dass wir uns nicht länger wehrlos abschlachten lassen. Keinen individuellen Terror, jawohl. Aber wir müssen unser Leben verteidigen können. Das heute wird für die SA der Anfang sein. Wir sind Freiwild geworden!"

Hüttig schweigt. Ich bin tief erregt.

Da sagt der Kamerad neben ihm: „Jawohl. Andere Kampfbedingungen gibt es für uns nicht mehr."

Der Kahlköpfige sieht die beiden lange an.

„Wir können nichts dagegen haben, wenn ihr euer Leben verteidigt. Aber keine Provokationen. Kerle wie euch werden wir bitter nötig haben."

Er steht auf.

„Nochmals: Die Abziehapparate dürfen nicht stillstehen!"

Ich habe Franz und die Mädels abgeholt. Wir wollen in ein Kino gehen. Hilde und Käthe gehen eingehakt vor uns.

Ich freue mich, dass Franz mein Genosse und Freund ist. Dass wir beide verliebt sind. Dass unsere Mädels Kameraden sind.

Die Mädels bleiben an der Ecke vor der Litfasssäule stehen.

„Liebe, Spionage, das Übliche", sagt Hilde.

„Marmorhaus, ein Rene-Clair-Film", meint Käthe.

„Schon eher was."

Franz ist um die Säule gegangen.

„Seht euch das mal an!"

„Der Ton - was hat er denn?"

Die Litfasssäule ist von oben bis unten mit Naziplakaten zur Reichstagswahl am 5. März beklebt. Ein Zug verhungerner Gestalten, Männer, Frauen mit Kindern, ist auf dem einen abgebildet. Darunter steht groß: „Unsere letzte Hoffnung: Hitler." Darüber klebt ein Plakat mit Hitlers Kopf: „Deutsches Volk, gib mir vier Jahre Zeit, dann urteile!"

„Nur ihre! Die Berek hat Klebeverbot für andere Plakate", sagt Franz.

„Im Radio geht das den ganzen Tag. Sie winseln förmlich: Wählt Hitler, wählt Hitler", sagt Hilde.

„Sie haben doch schon erklärt, dass sie mit oder ohne Mehrheit weiterregieren. Dass sie unsere Abgeordneten nicht mehr zulassen."

Wir gehen langsam weiter.

„Unser Hausfaktotum, die Bürovorsteherin“, erzählt Käthe, „hat immer deutschnational gewählt. Hugenberg vorne, Hugenberg hinten. Wir brauchen einen Mann mit starker Hand, erklärt sie jetzt. Adolf Hitler hat uns Gott gesandt.“

Am Bahnhof Zoo ist wie immer dichtes Gedränge. Franz stößt mich plötzlich an. Die Schlagzeilen der Zeitungshändler:

„Das Karl-Liebkecht-Haus erneut durchsucht!“ „Unterirdische Katakomben. Befehle für den bewaffneten Aufstand!“ steht darunter. Wir sehen uns an. In all den Jahren dutzendmal durchsucht. Jetzt finden sie „Katakomben“ - „Befehle zum bewaffneten Aufstand“. Vor uns drehen die Menschen die Köpfe. Ein Schupo und ein SA-Mann kommen uns entgegen. Die braune Mütze sitzt flach auf dem Kopf, der Sturmriemen unter dem Kinn. Über der braunen Uniform trägt der SA-Mann einen blauen Schupomantel, am Koppel Gummiknäppel und Revolvertasche.

„SA-Hilfspolizei“, sagt Franz leise.

Wir stehen vor dem Kino. Mir ist die Filmfreude vergangen. Aber ich will die Mädels nicht enttäuschen. Franz geht es wohl genauso. Er sagt kein Wort, seine Augenbrauen sind zusammengezogen. - Die Schallplattenmusik, die flüsternden Menschen im Raum, alles ist mir plötzlich unerträglich. Ich kann den Vorgängen auf der Leinwand nicht richtig folgen. Immer wieder sind die Zeitungüberschriften und der SA-Hilfspolizist da.

Wir sind auf dem Heimweg. Zeitungshändler rufen die Schlagzeilen der letzten „Nachtausgabe“ aus: „Neue Funde im Karl-Liebkecht-Haus!“ „Geheime Falltüren. Unterirdische Gänge.“

„Sie überschlagen sich“, sagt Franz. „Organisier'n vielleicht noch 'ne große Sache vor der Wahl, sieht ganz so aus. Auch Mussolini hatte bei Regierungsantritt sein Attentat.“

Lautsprechermusik kommt dröhnend aus der Seitenstraße. Ein Auto der Reichsrundfunkgesellschaft. Es ist mit grellen Naziplakaten beklebt. Die Musik bricht ab.

„Am 5. März: Nur Hitler!“ schreit es aus dem Lautsprecher. In mir steigt Wut hoch.

Am Eingang der Wallstraße bleiben wir stehen. Wir haben den ganzen Weg schweigend zurückgelegt. Hilde mustert den Wurstmaxen an der Ecke. Er sitzt in Decken gehüllt unter seinem Zeltpilz. Der Nickelkessel vor ihm dampft.

„Ich gebe eine Bockwurst aus. Als Abschluss“, sagt Hilde.

Der Wurstmaxe freut sich. Er kennt uns gut. Ich weiß, dass ihm Franz ab und zu eine Zeitung verkauft. Er hat auch schon auf Sammlisten gezeichnet.

„Wollt ihr Brot?“

Wir danken.

„Dicke Luft, watt?“

„Kann man wohl sagen.“

„Müsst eben die Ohr'n steifhalten, Jungs!“

„Werden wir besorgen“, sagt Franz. 'n Abend.“

'n Abend. Macht's jut.“

Zwei Tage später. Franz hat mich beauftragt, zu Hinrich zu gehen. Er macht die Zeichnungen für unsere Zeitung.

Zwei Treppen, drei Treppen. August Hinrich, Lehrer, steht auf dem Messingschild. Ich läute. Einen Augenblick später wird die Klappe am Guckloch fortgezogen, dann steht Hinrich vor mir. Ein großer Mann mit rundem Gesicht. Sein schwarzes Haar ist glatt nach hinten gekämmt. Es glänzt fettig.

„Du - Jan?“

Er macht eine steife Handbewegung. „Bitte.“

Was hat er denn? Sieht verstört aus und spricht so förmlich? Die Diele hat saubere, helle Tapeten, rotlackierte Garderobenhaken, ein kleines Tischchen in gleicher Farbe, ein geschliffener Spiegel darüber. Ich stülpe meinen Hut auf einen Haken.

„Entschuldige, es ist nirgends aufgeräumt - gehn wir ins Wohnzimmer.“

Auf den lederbespannten Bauhausstühlen liegen durcheinander geworfen Hemden, Krawatten, zusammengerollte Strümpfe. Auf der Couch in der Ecke zwei Anzüge. Hinrich räumt einen Stuhl ab.

„Setz dich.“

Er geht zu dem Tisch in der Zimmermitte, rollt einen starken Bogen Zeichenpapier zusammen. Will der verreisen? Die Neubauwohnung sieht doch sonst immer wie ein Schmuckkasten aus. Hinrich rollt den Bogen wieder auf, breitet ihn vor mir aus. „Kennst es wohl schon - habe ich selbst gemalt“, sagt er langsam.

Ich fühle, eine Verlegenheitsgeste. Es ist eine Federzeichnung. Eine Zeche. Röhren und Stahlträger laufen

wirr durcheinander, auf einem Förderturm weht eine Fahne mit Hammer und Sichel.

„Hing doch immer im Nebenzimmer?“

Hinrich nickt. Er rollt den Bogen zusammen, bindet eine Schnur herum.

„Weshalb ich kam. Du sollst für die Zeitung einen neuen Kopf zeichnen. Die Wachsplatte habe ich mitgebracht.“

Hinrichs Kopf fährt hoch, sein Mund geht auf und zu. Was ist denn nur wieder? Der tut, als ob ich ihn um Gott weiß was bitte?

„- - Kann ich nicht - ich verlasse heute die Wohnung - verschwinde aus der Gegend ...“

„Ist mir neu.“

Er wirft die Papierrolle auf den Tisch.

„Ja, weißt du denn nicht, was los ist?“ schreit er; seine Stimme überschlägt sich.

Ist der verrückt geworden?! Ärger steigt in mir hoch.

„Was soll los sein?“

Ich habe Mühe, ruhig zu bleiben. Hinrich kommt ganz nah an mich heran, eine Haarsträhne ist ihm ins Gesicht gefallen.

„Der Reichstag brennt - der Reichstag ist angesteckt worden!“

Ich sehe ihn mit großen Augen an.

„Der Reichstag!“ wiederholt er. „Der Rundfunk hat's angesagt. Sie geben immerzu Situationsberichte!“ Jetzt erfasse ich erst, was er sagt. Der Reichstag - die haben den Reichstag...

„Das ist ihr Reißer!“ schreie ich ihn an. „Das geht gegen uns - ist ihr Reißer für die Reichstagswahl!“

Hinrich läuft nervös auf und ab, dreht die Papierrolle in der Hand.

„Ich muss fort - bin zu bekannt - jetzt geht's erst richtig gegen uns —“, sagt er. Er sieht an mir vorbei.

„Überhaupt -ich kann nicht mehr mitmachen.“

Ich stehe auf. Alles hier widert mich an. Die verstreuten Kleider, Hinrichs Gesicht.

„Dann Servus“, sage ich spöttisch.

Es ist schon spät, aber überall stehen Menschen und erzählen. Den Händlern werden die Zeitungen aus der Hand gerissen.

„Der Reichstag brennt!“

Ich springe auf einen Autobus. Zurück - zu Franz!

In der Wallstraße stehen vor allen Haustüren Gruppen und diskutieren. Unter den Gaslaternen lesen sie die ersten Zeitungsberichte. Das letzte Stück fange ich an zu laufen. Dort steht Franz, vor seinem Haus. Ein Menschenknäuel ist um ihn. Ich erkenne Rothacker, Teichert, Schwiebus, Ede.

„Mensch, Franz!“

Er zieht mich ein Stück abseits. Ernst Teichert bleibt neben ihm.

„Ist groß aufgezogen“, sagt er, ohne dass ich ein Wort über den Brand gesprochen habe, „die lassen sich die Kommunistenhetze ein hübsches Stück ‚Volksvermögen‘ kosten.“

Der steht vor mir wie sonst! Er spricht ruhig wie immer!

Alles in mir ist aufgewühlt, und er sieht mich mit klaren Augen an, hat die Hände in den Hosentaschen!

„Wie können wir jetzt... wir müssen doch ...“

„Wir werden in den nächsten Tagen Einzelheiten hören“, fällt mir Franz ins Wort, „darauf müssen wir reagieren. Kurze Flugblätter, Tatsachen aufzählen.“

Er hat recht, ich schäme mich meiner übereilten Gedanken. Überstürzung hilft jetzt auch nicht.

Ernst Teichert spuckt im Bogen aus.

„Die Art ist neu, die Methode alt“, sagt er. „Denkt an Spartakus, Neunzehn. Damals erfanden sie die Meldung von den fünfzig erschossenen Kriminalbeamten in Lichtenberg.“

Ich werde wieder wild.

„Heute fabrizieren sie aber Tatsachen! Und sie haben alle Propagandamittel: Rundfunk, Kino, Presse. Wie wir gegen die Lügenhetze ankommen sollen ...“

„Es war immer schwer für uns“, sagt Franz knapp.

Wir gehen zu den andern zurück. Fast hätte ich jetzt Hinrich vergessen!

„Hinrich ist weich geworden, macht nicht mehr mit.“

Franz zieht die Augenbrauen hoch.

„Wird nicht der einzige bleiben“, sagt er, als hätte er nichts anderes erwartet.

Wir bleiben noch eine Zeitlang bei den andern stehen.

„Ich gehe rauf“, sagt Franz.

Ich begleite ihn und Teichert noch bis auf den Hof.

„Wenn was los ist, an die Scheibe klopfen“, sagt Franz noch zu Teichert.

Sie wohnen nämlich in gleicher Stockwerkhöhe. Franz im Seitenflügel, Teichert im Quergebäude. Ihre Fenster liegen gegenüber, in der Ecke, wo die Gebäude aneinander stoßen.

Ich gehe langsam durch die Wallstraße. Hinter den hohen, geriffelten Fenstern des Umformerwerkes brennt helles Licht. Die Maschinen brummen. Auf dem Bretterzaun des Lumpenplatzes kleben unsere letzten Plakate. Dort ist Edes Dauertransparent: Der dunkle Fleck auf dem frei stehenden Giebel. Die vereinzelt ein- und zweistöckigen Häuschen sind im Laternenlicht noch kleiner und buckliger zwischen den Mietskasernen. Sie stammen aus der Gründerzeit Charlottenburgs, haben Generationen überdauert. Die Ziegel auf den Dächern sind verwittert und bemoost. Schwere Holzläden hängen im Parterre vor den Fenstern: Wallstraße. Hier war wohl früher mal der Stadtwall. Dahinter haben sicher Bäume gerauscht, Wiesen gab es. Jetzt ist nicht der kleinste grüne Zweig in der Straße. Ich bin aber doch jetzt froh. Es ist unsere Straße, meine Straße, ich gehöre hierher.

Meine Augen brennen. Ich bin müde und abgespant.

Am nächsten Tag. Teichert hat mich heute im Morgengrauen herausgeklingelt. Ich hatte Mühe, meine Wirtin zu beruhigen. Er musste sofort wieder weg, zur Arbeit. Franz ist heute nacht geflüchtet! Teichert warnte mich, in seine Wohnung zu gehen. Ich soll auch Hilde warnen. Ich habe vorsichtig Erkundigungen eingezogen. Polizei und SA habe heute nacht in der Wallstraße Razzia gemacht.

Der Wurstmaxe erzählte mir, wie es begann. Er saß unter seinem Zeltpilz. Zwei offene Lastwagen fuhren mit abgeblendeten Lichtern und lautlos arbeitenden Motoren in die Straße. Polizei und SA-Uniformen saßen auf den Bankreihen.

Am Knick der Straße hielten die Autos. Die Uniformen sprangen herunter.

Ein SA-Mann mit Sternen auf dem Kragenspiegel gab halblaute Befehle.

„Drei Treppen rechts, Zander.“

Ein kleiner Trupp ging.

„Haus achtundachtzig - Fischer - Haus fünfundachtzig -Katorek!“

„Befehl!“

Von Zanders und Teichert weiß ich das übrige.

Frau Zander hört nachts jedes Geräusch im Haus, so leicht schläft sie. Schwere Tritte kamen die Treppen herauf. Sie lief zur angrenzenden Stubentür.

„Franz!“

Franz fuhr hoch; auch Käthe war aufgewacht, sie saß aufgerichtet im Bett.

„Da kommen welche die Treppen rauf!“

Franz fuhr in Hosen und Stiefel, warf sich die Jacke über. Er hörte es jetzt selbst, sie mussten schon an ihrem Treppenabsatz sein.

Käthe drückte dem Bruder ihre Geldtasche in die Hand. Dann lief sie zu seinem Bett, strich es glatt. Franz riss das Fenster auf und spähte in den Hof. Dort war noch niemand! Er kletterte auf das Fenstersims, klopfte an Teicherts Scheibe. Hinter ihm donnerte es schon gegen die Korridortüre.

„Aufmachen! Polizei! Aufmachen!“

Käthe machte ihre Stimme verschlafen: „Einen Moment, bitte - wir müssen uns etwas überwerfen.“

Hinter der Scheibe drüben tauchte Teichert auf. Er war im Hemd. Er riss das Fenster auf, streckte wortlos die Hand aus. Einen Augenblick hing Franz über dem Hof, dann stand er neben Teichert. Der schloss das Fenster. Franz sah noch, wie Käthe drüben ebenfalls zumachte.

Bei Zanders traten sie jetzt schon mit den Stiefeln gegen die Tür. Das Krachen riss das ganze Haus aus dem Schlaf. Überall horchten sie.

Käthe öffnete. Die Mutter stand hinter ihr. Sie hatten sich ihre Mäntel übergeworfen. Sie prallten zurück. Vor dem grellen Licht von elektrischen Lampen. Pistolenläufe blitzten auf. Die vorderste Uniform stieß mit dem Fuß die Tür weit auf, sie flog Käthe gegen den Arm. Sie kamen in die Küche. Es waren vier Hilfspolizisten und zwei Schupos. Ein SA-Mann, ein breitschultriger Hüne, hielt der alten Frau den Revolver vor die Brust.

„Sind Sie Frau Zander?“

Käthe sah, wie die Hände der Mutter, die den Mantel zusammenhielten, plötzlich nicht mehr zitterten.

„Ja. Sie wünschen?“ fragte sie ganz fest. Der Breitschultrige gab keine Antwort. Er ließ den Lichtkegel der Lampe in der Küche kreisen, stieß die Stubentür auf. Alle polterten hinter ihm her. Die leeren Zimmer brachten den SA-Mann in Wut. Er drehte sich mit einem Ruck um, beleuchtete die Frauen im Türrahmen.

„Wo ist Ihr Sohn Franz?!“ Er brüllte.

„Das weiß ich nicht!“ sagte die Mutter.

„Das wissen Sie nicht?!“

Jetzt ging es an Käthe.

„Und Sie? Wissen auch nichts, was?!“

„Nein!“

Die Lampen der Männer waren jetzt alle auf Käthe gerichtet. Käthe zog den Mantel fester, klappte vorn den Kragen zu.

„Machen Sie Licht!“ wurde die Mutter angebrüllt.

Sie ging in die Küche, ein SA-Mann mit ihr. Als sie unter den Vorhang in der Küchenecke griff, fragte er argwöhnisch: „Was machen Sie da?“

„Den Gashahn aufdrehen.“

„Ach so.“

„Durchsuchen!“

Der SA-Mann mit den breiten Schultern hatte anscheinend Kommandogewalt oder übte sie einfach aus, die beiden Schupos reagierten auch sofort auf seine Befehle. Die Männer warfen die Betten auf die Erde, hoben die Matratzen hoch und ließen sie dröhnend fallen. Zwei SA-Leute gingen in die Küche. Die Frauen hörten Geschirr scheppern. Die rückten den Küchenschrank ab! Ein SA-Mann stand vor dem Bücherschrank. Er nahm jedes Buch prüfend in die Hand, warf Bücher auf den Fußboden, andere legte er vor sich auf den Tisch. Gorki- und Lenin-Bände waren dabei, sah Käthe. Der Breitschultrige hatte den Kleiderschrank aufgerissen. Er griff in alle Anzugtaschen, befühlte sogar die Kleidersäume. Er warf die kontrollierten Sachen auf Käthes Bett. Dann nahm er die Bilder herunter, klopfte die Wände ab. Ein Leninbild zerschlug er an der Tischkante. Käthe merkte, die Schupos suchten nur gezwungenermaßen. Sie sahen bloß unter die Betten, fuhren mit den Händen in die Sofapolsterung. Der Breitschultrige kletterte auf den Tisch, um auf den Ofen zu sehen.

„Sie ruinieren mir ja den Tisch. Da oben ist höchstens Staub“, sagte die Mutter ruhig.

Der SA-Mann sprang herunter.

„Das überlassen Sie gefälligst uns, verstanden?! Wir kamen hauptsächlich wegen Ihres sauberen Sohns! Aber Sie wissen ja nicht, wo der ist!“ Er ging plötzlich ganz dicht an die Mutter heran. „War er denn heute überhaupt schon hier?“

Die alte Frau schwieg einen Augenblick, sah Käthe an.

„Nein!“ sagte sie dann fest.

Der SA-Mann sah sie durchbohrend an, auch die andern drehten die Köpfe.

„Er war wirklich noch nicht hier!“ sagte Käthe in die Stille hinein.

Der Breitschultrige drehte sich zu ihr um.

„Dann werden wir ihn hier empfangen!“

„Brauchen wir das Licht?“ fragte ein anderer.

„Nee. Wir werd'n den Burschen nicht noch warnen. Nachher genügen die Stablampen!“

Er drehte sich zu den Frauen um, machte eine verrenkte Handbewegung.

„Bitte, meine Damen! Sie dürfen die so roh unterbrochene Nachtruhe fortsetzen - im Nebenraum natürlich!“

Teichert hatte Franz Hut und Mantel gegeben.

„Montag nach der Wahl, um drei, Jan kennt den Treff“, hatte Franz noch gesagt. Dann lief er die Treppe des Quergebäudes hinunter, kletterte im Hof über eine Mauer und flüchtete durch den Barackenweg am Umformerwerk.

Vielleicht bin ich auch schon „beschattet“? Sie wissen Namen! Die Razzia gestern war bestimmt lange organisiert. Weshalb gingen sie zu Franz? Wie ist es sonst möglich, dass sie gerade Fischer und Katoreck verhaftet haben, beide Gruppenleiter der Häuserschutzstaffeln! Der Gang mit Hüttig und Franz durch die drei Kneipen am Abend der Kanzlerernennung fällt mir ein. Damals habe ich innerlich über den „konspirativen Blödsinn“ geflucht. Was haben doch die wenigen Wochen für andere Menschen aus uns gemacht! Richard Hüttig. Ob er in Sicherheit ist? Ich habe heute versucht, ihn zu erreichen. Vergeblich. Eine einsame Haltestelle kommt. Ich warte, bis die Straßenbahn im Anfahren ist, springe auf. Die Straßenbahn ist dicht besetzt. Die meisten Gesichter sind hinter Zeitungen vergraben. Ich spüre die Spannung im Wagen, jeden bewegt jetzt nur der Reichstagsbrand. Ich sehe meinem Nachbarn über die Schulter in die Zeitung.

„Verordnung des Reichspräsidenten!“

Es ist eine der letzten Ausgaben. An einer Haltestelle winke ich vom Perron einen Zeitungshändler heran.

„---Todesstrafe für Hochverrat, Brandstiftung und Anschläge gegen die Regierung, Beschränkung der persönlichen Freiheit, Aufhebung des Brief-, Telegraf- und Fernsprecheheimnisses, Sanktion für Haussuchungen zu jeder Tages- und Nachtzeit —“

Hilde steht schon an der Haltestelle. Ich habe sie telefonisch hinbestellt.

Sie sieht mich angstvoll an.

„Du hast dich so komisch ausgedrückt - ist was passiert? - Mit Franz - -?“

Ich nehme ihren Arm.

„Ja, mit Franz. - Er ist heute nacht geflüchtet.“

Hilde packt meinen Arm. Sie bleibt stehen.

„Komm! Du musst ruhig bleiben. Wir dürfen nicht auffallen.“

„Ja - ja -“, würgt sie heraus - „geflüchtet — warum denn?“

Sie hängt sich schwer an meinen Arm.

„In unserer Straße war Razzia, wie überall heute nacht. Er floh im letzten Augenblick, durch Teicherts Fenster.“

Sie sieht mich noch immer fassungslos an. Ich drücke ihre Hand.

„Weißt du - wo er jetzt ist?“

„Ich treffe ihn nächsten Montag.“

„Kann ich ihn nicht heute noch —?“

„Du musst vernünftig sein, Hilde. Ich gebe dir später Bescheid, wo du ihn erreichst. Wir müssen vorsichtig sein. Wir anderen werden vielleicht auch schon überwacht. Deshalb traf ich dich ja hier!“

Hilde sieht lange vor sich hin. „— Ja - ja -“

Sie tut mir leid. Ich sehe sie an. Ich bin noch nie eingehakt mit ihr gegangen, sie ist etwas größer als Käthe. Käthe!

„Mir geht es doch mit Käthe genauso. Wir haben sie natürlich abhängen müssen. - Franz ist doch nicht verschüttgegangen.“

Hilde schweigt lange.

„Du hast recht, Jan. Es hat mich im Moment nur so erschreckt.“ Es klingt wie eine Entschuldigung.

„Schon gut. Ich sage dir also Bescheid. Wir treffen uns wieder hier.“

Hilde nickt.

„Wenn du mich oder Käthe in unserer Gegend siehst, darfst du uns nicht ansprechen. Wir kennen uns nicht!“

„Ja, ich verstehe ...“, sagt sie leise.

Wir gehen einige Schritte schweigend.

„Also deshalb war mein Herr Bruder die Nacht nicht zu Haus!“ sagt Hilde plötzlich. „Er kam erst heute morgen. Der hat wohl mitgeholfen!“

Ich antworte nicht. Hat's doppelt schwer, das Mädels.

„Komm, ich bring dich jetzt zur Bahn. Wir fahren einzeln.“

An der Haltestelle kramt Hilde ihre Geldbörse aus der Handtasche. Sie gibt mir fünf Mark.

„Für Franz. Wird's brauchen. Ich hab nicht mehr bei mir.“

Na also, die ist ja wieder ganz beisammen.

Kaum bin ich zu Haus, kommt Rothacker. „Wir müssen sofort versuchen, Franz zu erreichen!“

Mir geht ein dumpfer Druck aufs Herz.

„Wieso, was ist?“

„Ich komme vom Arbeitslosennachweis - war Geld holen - sie können ihn verhaften -!“

Rothacker hält mich an der Jacke fest. Seine Hand zittert, sein Atem geht stoßend. Die Gläser seiner Brille sind beschlagen. Ich kann in seinen Worten keinen Zusammenhang finden. Ich ziehe einen Stuhl heran.

„Setz dich, Erich. Erzähle genau, ich verstehe nicht!“

Seine Erregung ist auf mich übergelassen. Es muss etwas Unerwartetes passiert sein. Rothacker lässt sich mit einem Ruck fallen, wie jemand, der nach einem plötzlichen Schreck apathisch wird. Er nimmt die Brille ab, reibt die Gläser mit dem Taschentuch und blinzelt mit den kurzsichtigen Augen.

„Also, was ist?!“ dränge ich.

Rothacker setzt die Brille auf und holt tief Atem.

„Ich hatte Geldtag heute. Wir stehen in einer langen Reihe an, rücken schrittweise vor. Plötzlich recken sich vor mir die Köpfe. An der Kasse ist eine Stockung. - ‚Herr Neumann?!‘ hören wir den Kassierer scharf fragen ...“

„Der von den Stanileuten etwa?" Ich ahne, was jetzt kommt.

Rothacker nickt. „Ja, der Neumann, ich hatte ihn sofort erkannt. ‚Moment warten!' sagt der Kassierer zu ihm, und wir sehen, wie im selben Augenblick zwei Männer aufspringen. Sie saßen abseits. Der eine springt über das Holzgitter, packt Neumann am Arm." Rothackers Stimme wird leise. „Er hat sich nicht gewehrt, so überrascht war er." Er schiebt den Zeigefinger unter die Brille, fährt sich über die Augenbrauen. „Sie gingen dann an uns vorbei, hatten ihn in der Mitte und jeder eine Hand in der Tasche." Rothacker schweigt. Mir ist plötzlich unerträglich heiß. Heute ist Sonnabend. Ich kann Franz vor Montag nicht erreichen. Unser Treff ist auf der Straße, in einem andern Stadtteil. Wir haben die Stelle lange schon festgelegt, für den Fall, dass uns etwas Unvorhergesehenes trennt. Ich grübele, finde aber keine Lösung. Halb höre ich nur zu, wie Rothacker weitererzählt. Die Arbeitslosen hätten erregt diskutiert. Den hätten sie gesucht - er sei sicher Kommunist - warum er noch herkäme, wenn er wüsste, sie seien hinter ihm her - wovon er denn leben solle!

„Weißt du, wann Franz immer stempelt und Geld holt, Erich?"

Rothacker überlegt einen Augenblick.

„Er stempelt donnerstags - holt mittwochs Geld", sagt er.

„Also geht er erst nächsten Mittwoch wieder hin? Weißt du's genau?"

Rothacker nickt energisch. „Ja, bestimmt!"

„Ich kann ihn vor Montag nicht erreichen, Erich. Das langt dann, wie?"

„Ja, langt, Jan!"

Wir schweigen. Ich überlege. Auf dem Korridor draußen fängt plötzlich der Staubsauger meiner Wirtin hell an zu summen.

„Am besten ist, du kommst mit, Erich. Er wollte in seinem neuen Bezirk eine Wohnung besorgen. Als Verbindungsstützpunkt. Die lernst du dann gleich kennen - falls mit mir mal etwas ist."

Rothacker nickt. „Ja, gut."

„Merk dir: Montag, drei Uhr. Franz steht vor einem Schaufenster des KDW, Tauentzienstraße. Du folgst uns unauffällig. Ich spreche ihn auch nicht an, gehe ihm nur nach. Verstanden?"

„Ja. Ich bin dort."

Gestern kam Ede mit einer Abendzeitung zu mir.

„Ernst Thälmann, der Führer der Kommunisten, verhaftet!"

Ich habe lange auf die Buchstaben gestarrt, konnte kein Wort herausbringen. Thälmann - verhaftet!

„Mensch, Jan! Dett kann doch nich sein - sach doch watt sach doch watt!" redete Ede auf mich ein und rüttelte an meiner Schulter.

Da habe ich ihn beruhigt. Das sei bestimmt eine falsche Meldung. Die Nazis wendeten eben alle Mittel an, um uns zu verwirren, sagte ich ihm.

Gestern abend habe ich Ede noch beruhigt - heute wissen wir, dass diese Zeitungsmeldung stimmt.

Thälmann, der Führer der Partei, ist verhaftet worden! In Charlottenburg, in unserem Bezirk. Rothacker hat es mir heute bestätigt. Er sagte nicht, wie und von wem er darüber Näheres erfahren hat. Er meinte bloß, er kenne von früher sogar die Wohnung, in der Thälmann verhaftet wurde.

Die Genossen kommen in gedrückter Stimmung zu mir. Sie stellen mir alle ähnliche Fragen. Wie konnte das geschehen? War Teddy denn nicht ganz sicher untergebracht? Ich weiß ja darüber nicht mehr als sie. Ich gehe langsam an Franz vorbei und bleibe an dem nächsten Schaufenster des Kaufhauses stehen. Ich sehe, wie er den Kopf dreht. Er hat mich schon bemerkt! Er geht in dem dichten Menschengewühl an mir vorüber, blinzelt mir zu. Ich lasse ihm einige Meter Vorsprung und folge ihm dann langsam. An der Ecke bücke ich mich, als binde ich meinen Schnürsenkel neu, und sehe schnell zurück. In Ordnung. Rothacker ist hinter uns. Franz biegt bald in eine kleine Nebenstraße ein. Ich vergrößere unsern Abstand, die Straße ist weniger belebt. Franz! Ich würde ihn aus Tausenden herausfinden, auch wenn er mir, wie jetzt, den Rücken zudreht. An seinen breiten Schultern, die sich so merkwürdig wiegen, würde ich ihn erkennen. An seinen eckigen Armbewegungen, an seinem dichten, hellblonden Haarschopf. Er läuft tapsig wie ein Bär, als taste er jeden Schritt ab. Muskelknoten haben wir ihn getauft. Seeleute müssen so gehen, die immer das Gefühl der schwankenden Planken in den Füßen spüren. Unsinn. Franz war nie auf See. Ich kenne sein Leben genau. Gewalzt ist er viel. In den letzten Kriegs)ahren. Er hat damals in vielen Provinzen und Städten gearbeitet. Immer, um wieder für einige Monate „Betriebskapital" zu haben. In den ersten Nachkriegsmonaten ist er dann in Hamburg hängengeblieben. Er trat in die neu gebildeten „Volkswehren" ein. Half „Ruhe und Ordnung" aufrechtzuerhalten. Oft hat er mir davon erzählt. „Was verstand ich schon damals von Politik, es gab gutes Essen, hohe Löhnung." Achtzehn Jahre war er damals alt. Auch seine erste Entwicklung zum „Politischen" kenne ich. Das war Dreiundzwanzig. Er war

Monteur in einer Werkzeugfabrik. Die Inflation kam. Die Arbeiter wussten nicht, ob sie für ihren Wochenlohn ein Pfund Schmalz bekamen. Ein Streik jagte den andern. Damals wurde Franz zum ersten Mal verhaftet. Er war schon gewerkschaftlich organisiert. Er bekam vier Monate Gefängnis. Nach diesen vier Monaten sah Franz die Welt mit andern Augen. Brennert, sein Zellengenosse, ein alter Spartakuskämpfer, hatte dafür gesorgt. Franz las jetzt viel, er ging in theoretische Kurse. Er wurde langsam ein klassenbewusster Arbeiter und Kämpfer. -Ich schrecke aus meinen Gedanken. Franz bleibt vor einem Haus stehen. Er tut, als suche er die Hausnummer, geht dann hinein. Auf dem ersten Treppenabsatz treffe ich ihn. Er schüttelt mir die Hand, seine grauen Augen strahlen. „Altes Haus!“ sagt er.

„Rothacker kommt noch, er soll die Verbindungsstelle kennen lernen, ist sicher gut für später“, sage ich hastig.

„Na gut.“ Es klingt etwas erstaunt. „Zwei Treppen rechts, Mahlke, kommt nach.“

Franz öffnet. Wir gehen durch einen Korridor. Hinter einer geschlossenen Türe links schreit ein Säugling. Eine andere Tür steht halb auf. Die Küche. Es ist aber niemand zu sehen. Dann sind wir in einem kleinen Zimmer. Ein Sofa, ein kleiner Tisch, zwei Gartenstühle. Hinter dem schmalen Fenster ist ein kahler Giebel. Wir setzen uns schweigend. Mir ist plötzlich beklommen. Wir haben nur Schlimmes zu berichten.

„Du siehst nicht gut aus, Erich. Bist du krank?“ fragt Franz.

Rothacker lächelt. Um seine Augen hinter den Brillengläsern liegen tiefe Schatten. Sein Gesicht sieht noch schmaler aus als sonst.

„Wir haben in den letzten Tagen nicht viel geschlafen -und dann, wir haben nur schlechte Nachrichten“, sagt Rothacker.

Franz sieht mich an.

„Haben sie zu Haus jemand verhaftet - Käthe?“

„Nein, aber ...“

„Du holst Mittwoch Geld!“ spricht Rothacker in meine Worte hinein.

„Ja, warum?“ fragt Franz.

„Am Sonnabend haben sie einen Stanimann auf dem Nachweis verhaftet“, sagt Rothacker mit schwerer Stimme.

Schweigen. Franz dreht nachdenklich den Zipfel der Tischdecke.

„Muss dann auch so weitergehn“, sagt er, „ich werde es melden. Sie verwenden mich sowieso nur noch in diesem Bezirk.“

Draußen klappert Geschirr. Ein Wasserkessel pfeift.

„Ihr müsst jetzt alle zusammenhalten“, sagt Franz wieder. „Zieht Teichert und Schwiebus heran, die wissen, was sie wollen.“ Und nach einer Pause. „Ihr müsst auch für Funktionärnachwuchs sorgen, wir werden Verluste haben. Ich denke an Heinz Preuß und Ede.“

Rothacker nickt stumm. Franz' einzige Sorge ist, dass die Arbeit weitergeht, über seine Schwierigkeiten spricht er kein Wort, geht es mir durch den Kopf.

„Kümmert euch um Strubbel. Ihr wisst, dass er außer Teichert unsere einzige Betriebsverbindung ist.“ Strubbel! Ich sehe auf den Giebel draußen.

„Strubbel ist nicht mehr in der Laubenkolonie“, sagt Rothacker langsam, als müsse er jedes Wort überlegen.

„Strubbel ist nicht mehr ... ist er verhaftet?“

Rothacker stützt die Arme schwer auf den Tisch.

„Es wäre ihm sicher schlimmer ergangen“, sagt er, „er ist auch geflüchtet. Wir haben ihn bei Genossen untergebracht. Seine Frau und den Jungen bei anderen.“

„Wie kam es? Polizei?“

„Nein. SA. Sie wollten ihn wohl ganz erledigen. Du weißt, sie hatten in den letzten Wochen in der Kolonie zwanzig SA-Leute einquartiert. Die bekannten Genossen konnten sich nicht rühren, ohne beobachtet zu werden.“

„Ja und ...“

„Sie kamen in der Brandnacht, wie bei dir. Strubbel fährt aus dem Schlaf. Schüsse knallen. Er sieht auf dem Laubenweg einen dunklen Menschenhaufen. Sie treten gerade seinen Zaun ein. Er weckt seine Frau, reißt den Jungen aus dem Bett. Im Hemd sind sie über den Drahtzaun des Nachbarn geklettert und haben sich in seinem angrenzenden Aborthäuschen versteckt —“

Franz stützt den Kopf in die Hände, sieht auf den Tisch.

„... dort haben sie vor Kälte zitternd gegessen. Strubbel mit dem Kind auf dem Schoß, er beruhigte es

leise. Zwei Meter entfernt suchte die SA mit der Blendlaterne die Laube, den Schuppen ab. Da sie ihn nicht fanden, schlugen sie vor Wut alles kaputt. Zwei Dutzend Einschüsse hat die Laube."

Es klopft an unserer Tür. Eine große blonde Frau kommt mit einem Kaffeetablett herein. Sie nickt uns zu. „Trinkt einen Schluck Kaffee“, sagt sie freundlich.

Franz nimmt ihr das Tablett ab. „Dank schön, Edith“, sagt er. .

Als die Frau hinaus ist, sage ich leise: „Ist noch nicht alles -Richard Hüttig ist verhaftet worden."

Franz, der in seiner Tasse rührt, lässt den Löffel fallen. Seine Lippen werden schmal. Er sieht an uns vorbei. Die Stille im Zimmer lastet schwer auf mir.

Da sagt Rothacker: „Im ‚Angriff‘ schreiben sie schon: ‚Der Charlottenburger Verbrecherführer Hüttig gefasst.‘“

Franz bleibt stumm.

„Sie werden ihn in die Maikowski-Geschichte hineinziehen. Außerdem machen sie ihn für den Zusammenstoß mit der SS neulich, am 17. Februar, verantwortlich. Ein SS-Mann starb doch an einem Revolverschuss am nächsten Tag. Unsere Jungs waren ja unbewaffnet. Die SA schoss aber auch dabei.“ Ich muss an Paul Schulz denken. Zwanzig Jahre alt war er. Wie er mich immer mit seinen klaren Augen dankbar angesehen hat, wenn ich ihm seine Fragen erklärte. Vor wenigen Wochen haben ihn die Dreiunddreißiger nachts auf der Straße erstochen.

Franz ist aufgestanden und starrt auf den Giebel draußen.

Mein Freund Otto Grüneberg. Ich werde nie die Nacht vergessen, als wir gegen zwei Uhr von einer Nachtveranstaltung der IAH fortgingen. „Ich habe von den Dreiunddreißigern wieder Drohbriefe bekommen“, erzählte er. „Sie schreiben, dass sie mich abknallen werden. Ich kann mich nicht einmal wehren, habe keine Waffe.“ Ich wollte ihn begleiten. Er schlug es ab. „Du wohnst entgegengesetzt, Jan“, sagte er. „Die beiden Genossen hier haben denselben Weg.“ Aber eine halbe Stunde später war Otto Grüneberg von Schüssen zerfetzt. Der Sturmführer der Dreiunddreißiger, Hahn, der rote Hahn wegen seiner Haarfarbe genannt, hatte mit der SA alle Ecken besetzt, wo Otto wohnte. Ein regelrechter Kurierdienst meldete ihn, als er kam. Sie ließen ihn bis in die Mitte der hell erleuchteten Straßenkreuzung gehen, gaben dann von allen Seiten Schnellfeuer. Otto lief mit sieben Schüssen noch bis vor seine Haustür, brach dann sterbend zusammen. Er war einer unserer Besten und Tapfersten. Führer der Charlottenburger Roten Jungfront. Sechzigtausend Berliner Arbeiter gaben ihm das Grabgeleit.

Franz hat sich umgedreht.

„Wo habt ihr euer Flugblatt zum Reichstagsbrand gemacht?“

„Bei dem Konfektionär, wie immer“, sagt Rothacker.

Franz geht auf und ab.

„Ihr seid jetzt besonders gefährdet. Wir haben mehrere gute Abziehstellen hier. Ihr könntet zwischendurch eine benutzen.“

„Wäre sehr gut“, sagt Rothacker.

„Werde ich also mit Jan besprechen. Du verstehst, Erich, es kann nur einer kommen. Ist auch Prinzip jetzt. Der beste Genosse darf nichts erfahren, was er nicht für die Praxis wissen muss.“

Rothacker nickt.

„Noch eins“, sagt Franz. „Jeder müsste sich nach einer Möglichkeit umsehen, wo er im Notfalle einige Nächte schlafen kann. Wo er fürs erste auch untertaucht, falls er fort muss.“

Er nickt mir zu.

„Für dich kann ich das hier besorgen. Ergibt sich auch aus der Arbeit. Du musst vorher ein oder zwei Nächte hier im Bezirk bleiben, damit du uns nicht eventuell Spitzel auf den Hals hetzt.“ -

Rothacker ist fort. Ich gebe Franz die fünf Mark von Hilde. Er freut sich. Er nennt mir einen Treff, den ich ihr angeben soll.

Ich mache auf dem Heimweg absichtlich Umwege. Vor einer Zeitungsfiliale steht ein Menschenknäuel. Ich stelle mich dazu. Die Abendzeitungen mit dem Endresultat der Reichstagswahl. Wer gelesen hat, tritt zur Seite und geht. Keine Bemerkung fällt. Auch die Gesichter der Lesenden sind ohne Bewegung. Die neue Staatsautorität verschließt die Mäuler, legt den Menschen Masken an. Wie wurde hier früher bei Reichstagswahlen diskutiert!

Ich gehe langsam weiter. Die Nazis haben einen Gesinnungsterror ohnegleichen ausgeübt. Sie haben wochenlang den gesamten Propagandaapparat des Staates spielen lassen. Und doch: Elf Millionen haben die Arbeiterparteien gewählt. Allein fünf Millionen Menschen haben sich zu den „Mordbrennern“ bekannt. Haben Kommunisten gewählt. Alle haben mit ihren Stimmen ihr Urteil über die wahren Brandstifter abgegeben.

Einzelne Straßen fallen mir auf. Dicht hängen die schwarz-weißroten und Hakenkreuzfahnen. In anderen Straßen wieder nur wenige. Die Restaurants aber haben ausnahmslos geflaggt. Auch viele Geschäfte. Das Rennen um die „gute Gesinnung“ hat begonnen.

Unser früheres Verkehrslokal Werner wurde schon polizeilich geschlossen. Heute kam SA und überstrich mit schwarzer Farbe unsere Parolen. Am Bretterzaun des Lumpenplatzes, an den Mauern neben dem Umformerwerk. Auch Edes „Dauertransparent“ an dem frei stehenden Giebel wurde überstrichen. Sie haben sogar überall die Reste unserer Plakate abgekratzt.

Am nächsten Tag. Wegen der Maikowski-Affäre sind neue Verhaftungen vorgenommen worden. Auf jedem von uns liegt ein dumpfer Druck. Wen holen sie noch? Wer ist der nächste? Ein Misstrauen gegen jeden ist plötzlich da, hat auch auf uns übergegriffen. Ich spreche nur noch mit Genossen, die ich seit Jahren als zuverlässig kenne, doch auch dann nur in Andeutungen. Selbst Rothacker meinte, dass diese Verhaftungen keine Zufallsgriffe seien. Die zuerst Verhafteten müssten Namen genannt haben, oder es seien einige in der Straße, die denunzieren. Es ist für uns schwer, klar zu sehen. Fast jeden Tag werden neue verhaftet, die man scharf verhört. Wir haben vorläufig alle öffentliche Agitation eingestellt, halten nur untereinander Kontakt.

Unsere Wallstraße ist nicht wieder zu erkennen. Niemand steht mehr vor den Haustüren und diskutiert. Sobald es dunkel wird, liegt die Straße wie ausgestorben. Wer zu zweit oder dritt geht, macht sich schon verdächtig.

Zwei Tage später. Der SA-Sturm Dreiunddreißig hat sich dicht vor der Wallstraße einquartiert. Er hat das Charlottenburger Volkshaus besetzt. Es liegt nur wenig mehr als hundert Meter von unsern Häusern entfernt. Im Haus Rosinenstraße vier. Rothacker warnte mich, dort vorbeizugehen. Es sei, als ob dort plötzlich ein unsichtbares Schild: „Achtung! Gesperrtes Gebiet!“ über der Straße hänge. Die Fußgänger meiden die Rosinenstraße. Abends sehen die Häuser rings wie unbewohnt aus. Fast nirgends brenne Licht. Die SA hätte abends schon Passanten angehalten, die nachweisen mussten, dass sie dort wohnen. Ich will aber trotzdem morgen vormittag vorbeigehen. Am Tage muss das doch während des Geschäftsbetriebes möglich sein.

Ich gehe langsam um den Knick der Wallstraße. Die Maschinen im Umformerwerk drüben summen. Vor Franz Zanders Haus ist niemand zu sehen. Einige Kinder spielen mit Tonmurmeln auf dem Bürgersteig. Käthe! Es ist ein strahlend schöner Tag, die Sonne wärmt schon. Einige Wochen weiter, wir werden ins Grüne fahren können, uns gefahrlos treffen und sprechen. Käthe hat mir zwar sagen lassen, dass sie trotz größter Aufmerksamkeit bisher nichts von einer Beobachtung gemerkt hat. Uns allen wird das Rausfahren neue Möglichkeiten geben. Niemand wird in Leuten mit Badehosen Funktionäre sehen, die eine Besprechung haben.

Augenblicke später bin ich an der Berliner Straße. Sie liegt als breites Verkehrsband quer zwischen der Wall- und Rosinenstraße, die drüben wie die Verlängerung der Wallstraße beginnt. Hier an der Ecke habe ich gestanden, als die Lastautos der SA in die Stadt rollten. Mit Richard Hüttig und Franz. Richard ist verhaftet, Franz geflüchtet. Auch unsere Straße hat sich verändert. Mir ist, als seien inzwischen Jahre vergangen.

Ich sehe mich vorsichtig um, gehe langsam über den Fahrdamm, in die Rosinenstraße hinein. Es sind nur wenige Schritte. Dort drüben, das Volkshaus, Nummer vier. Ein SA-Doppelposten steht vor der breiten Toreinfahrt. Die SA-Männer haben die Sturmriemen der Mützen unter dem Kinn.

Links vor mir ist ein Zigarrengeschäft.

„Eine Schachtel Juno“, sage ich.

Ich sehe mir scheinbar die Schaufensterauslagen an, doch mein Blick fliegt hinüber. Autos und Motorräder stehen vor dem Gebäude in langer Reihe. Das Nickel, der Lack blitzen in der Sonne. Sind ganz neu. Die haben jetzt die Staatskassen.

Ich kann durch den Torweg ein Stück vom Hof sehen. Auch dort stehen Fahrzeuge. Links vom Tor ist eine Niederlage der Konsumgenossenschaft. Kein Käufer ist zu sehen. Ich zünde mir umständlich eine Zigarette an. - Die langen Fensterreihen des großen grauen Hauses sind geschlossen. Vor einigen hängen dichte Vorhänge. Im ersten Stock war das Heim der sozialistischen Jugend. Man sah immer die roten Transparente an den Wänden. Sie sind fort. Ein großer Wagen fährt drüben vor. Auf der Nickelstange am Kühler steht eine Standartenfahne in steifer Gazeumhüllung. Eine betresste Uniform springt aus dem Wagen. Die SA-Posten klappen die Hacken zusammen, legen die Hände an die Hosennähte. Ich gehe. Draußen ziehe ich nervös an der Zigarette. Wenn die mich anhalten? Unsinn. Nur der Posten ist zu sehen. Außerdem gehen auch andere Zivilisten vorbei. Das Volkshaus geht noch mit scharfem Knick rechts in eine kurze Sackgasse hinein. Die Räume der Ortskrankenkasse sind im Erdgeschoß, sonst wohnen in dem

ganzen Haus ausschließlich sozialdemokratische Genossen. Die Parolen auf dem Hausgiebel links in der Sackgasse hat die SA auch übermalt.

Ich mache kleine Schritte. Das Charlottenburger Volkshaus - SA-Kaserne! „Dieser marxistische Schweinestall wird zuerst ausgemistet“, haben die Nazis früher schon immer erklärt. Maikowski-Haus haben sie es getauft. Die vergitterten Keller im Hof sollen, mit Verhafteten gefüllt sein.

Was hat das Volkshaus schon gesehen! Lange vor dem Kriege tagten hier sozialdemokratische Parteiversammlungen. Neunzehnhundertachtzehn waren heimgekehrte Truppen einquartiert. In den Revolutionstagen standen auf dem Hof die Gewehrpyramiden der republikanischen Volks- und Einwohnerwehren - gegen Spartakus.

Nun ist das Volkshaus die Kaserne der Dreiunddreißiger!

Das Volkshaus - Maikowski-Kaserne! Heute ist unser aller Leben bedroht!

Heute wäre Rothacker beinahe verhaftet worden. Er kam zu mir. „Vielleicht schreibst du das auf, Jan.“ Er weiß, dass ich mir über alle Vorfälle Notizen mache.

Rothacker fuhr mit seinem Fahrrad zum Bahnhof Jungfernheide. Er hatte einen Treff mit unserem neuen Verbindungsmann aus den Siemensstädter Laubenkolonien, der für Strubbel einspringen sollte. Wir hatten dazu die Stunde gewählt, in der die Siemenswerke Betriebsschluss haben. Die Bahnhofsgegend ist dann stark belebt.

Straßenbahnen fuhren an Rothacker vorüber. Sie hatten alle zwei Anhänger und waren dicht besetzt. Vielleicht ist Teichert darin, dachte er. Teichert ist Dreher bei Siemens. Kurz vor dem Bahnhof griff Rothacker in seine Westentasche. In Ordnung. Der in Kurven zerschnittene Zeitungsabschnitt war da. Der andere hatte den dazugehörenden Teil, aneinandergelegt mussten sie zusammenpassen. Rothacker überlegte auch noch mal die weiteren Erkennungsmerkmale des Genossen. Runder grauer Filzhut, frisches Gesicht mit kleinem schwarzem Bärtchen, in der linken Hand die „Deutsche Allgemeine Zeitung“.

„Können Sie mir bitte den kürzesten Weg nach Tegel sagen?“ würde er ihn ansprechen.

„Leider nicht. Ich bin nur zu Besuch in Berlin“, musste die Antwort lauten. Rothacker lehnte dann sein Rad an die Bahnhoftsmauer und behielt die Straßenbahnhaltestelle im Auge. Die Bahnhofsuhr zeigte zwei Minuten vor voll. Der Genosse war noch nicht hier. Die Straßenbahnen brachten ununterbrochen Menschen heran, sie gingen in dichten Reihen in den Bahnhof hinein. Genau auf voll stand jetzt der große Zeiger der Uhr. Wo der Genosse nur blieb? Er konnte ihn doch unmöglich übersehen haben! Fünf Minuten nach voll. Immer noch nicht hier. Rothacker ging auf und ab. Noch fünf Minuten, dann haue ich ab. Er sah sich aufmerksam um. Drüben, an der Taxihaltestelle, standen zwei Wagen. Die Chauffeure unterhielten sich. Ein auf Räder montierter Zeitungsstand stand an der Ecke. Der Händler sah aus dem kleinen Guckfenster. Rothacker wurde unruhig, weil er als einziger hier so lange stand. Hinter dem letzten Taxi sah er plötzlich ein Motorrad, an dem zwei SA-Leute bastelten. Ob die bloß mimten! Ach was. Die haben Panne, du siehst weiße Mäuse. Den ersten Fehler machst du, wenn du ein „schlechtes Gewissen“ hast und dich beobachtet fühlst. Jeder, der sich auffällig benimmt, macht so die Polizei erst auf sich aufmerksam, eine alte Erfahrung. Zehn Minuten nach voll! Rothacker schob sein Fahrrad zum Rinnstein und fuhr los. Er war ärgerlich. Der hatte den Treff nicht eingehalten. Als ob man sich diese Schlamperei heute noch leisten konnte. Tot oder verhaftet musste man sein, einen andern Grund konnte es dafür nicht geben. Dem würde er seine Meinung sagen, wenn da etwas nicht stimmte.

Rothacker bog hinter dem Bahndamm links ein, fuhr in eine stille Nebenstraße hinein. Eine Querstraße weiter hörte er Motorgeknatter hinter sich. Das Motorrad mit den beiden SA-Leuten fuhr an ihm vorbei. Der Fahrer bremste plötzlich, die Reifen kreischten auf dem Asphalt. Die Maschine wendete, stand quer zur Straße. Also doch!

Rothacker dreht gleichzeitig mit mir den Kopf zur Tür. Im Gang draußen tappen Schritte, die Korridortür klappt mehreremal.

„Ist nichts“, sagt Franz, „die Sprechstunde fängt an. Ist doch der beste Deckmantel für uns.“

Er streicht sich über das Haar.

„Was ich noch fragen wollte - die Laubenkolonieverbindung. Habt ihr für Strubbel einen Ersatzmann?“ Die Laubenkolonie. Wir schweigen. Franz sieht mich fragend an. Rothacker stößt die Frage heraus: „Du kennst doch Herbert Ziemeck?“

„Aus Strubbels Laubenkolonie - der im Röntgenstraßenprozess von den Nazis mitbeschuldigt war? -“

„Tot“, sagt Rothacker dumpf. - „Einundzwanzig Jahre alt - -.“

Es wird ganz still im Zimmer. Franz stützt den Kopf in die Hände. Rothacker nimmt die Brille ab, fährt

sich über die Augen. Sein Gesicht sieht zusammengefallen aus.

„Die SA hatte mit Motorrädern die Kolonie umstellt. Ziemeck floh aus der Laube, kletterte über die Zäune, rannte in Todesangst die Gänge entlang. Es war am hellen Nachmittag. Die ganze Kolonie sah die Menschenjagd —“

Franz sitzt unbewegt.

„— Sie schossen nach ihm. Trafen ihn in den Rücken. Ein Motorradgespann fuhr an. Sie packten ihn in den Beiwagen. Die Mutter lief schreiend hinterher. Beim Charlottenburger Amtsgericht, auf offener Straße, hat er sich noch einmal gewehrt. Er stieß dem Fahrer die Hände von der Lenkstange. Das Gespann stürzte um. Der Fahrer brach sich einige Rippen, liegt jetzt noch im Krankenhaus -.“

Rothacker sieht auf den Tisch, nur seine Lippen bewegen sich.

„---In der Maikowski-Kaserne haben sie ihn dann totgeschlagen. Er ist der zweite von den acht Jungens, die damals in dem SA-Prozess freigesprochen werden mussten... Seine Mutter ist halb wahnsinnig geworden... sie läuft umher und erzählt überall, dass ihr Junge ermordet worden ist...“

Franz sitzt noch immer unbewegt.

Rothacker sagt wieder: „Der Hamburger Reichstagsabgeordnete Georg Stolt ist vor einigen Tagen beerdigt worden -auch aus der Maikowski-Höhle.“

Draußen schrillt eine Klingel. Wir rühren uns nicht.

— Maikowski-Höhle — wie viele solcher Höhlen gibt es

in Deutschland----? Vor einigen Tagen hat Göring einen

Erlass verkündet: „Für Angriffe auf die SA und SS und den Stahlhelm - Todesstrafe.“ Für Angriffe? Wer sich nur wehrt -hat angegriffen.

Da hebt Franz den Kopf.

„Es ist ja bei euch —“, er spricht den Satz nicht zu Ende, sieht an uns vorbei.

Ich sage: „Es ist auch, als ob sich alles gegen uns verschworen hat. Unseren Zeitungsausträger haben sie gefasst. Es war schon vorsichtshalber ein Genosse aus einer anderen Straße, weil wir doch vielleicht zu bekannt sind. Wir können uns seine Verhaftung nicht erklären. Wir haben da zum ersten Mal an Spitzelei gedacht. Jetzt werden wir alle Genossen durchgehen und beobachten. Der Genosse hatte noch fünf Zeitungen bei sich. Sie haben alle fünf Empfänger geholt. Er hat ihre Namen genannt, so lange haben sie ihn ...“

„Kenne ich —!“

„Georg Krüpel. Drei Jahre Gefängnis hat er gekriegt. In der Urteilsbegründung heißt es, er sei schon früher Funktionär gewesen, Milde sei da am falschen Platz.“

Franz steht auf, geht hin und her.

Rothacker sagt: „Du überlegst jedes Mal, ob du noch nach Hause gehen sollst. Bist du zu Haus, sitzt du wie auf einer heißen Herdplatte. - Das Gefühl habe ich immer im Felde gehabt. Da hast du dich jeden Tag gewundert, dass du noch lebst - -“

Er hebt die Arme, lässt sie wieder fallen.

„Man hat Familie - kein Geld -“, seine Stimme wird hart - „wir wollen auch nicht fort! Wenn's nicht zum Äußersten kommt.“

Franz bleibt am Fenster stehen, sieht hinaus.

„Die beiden Frauen, die bei der Plaketteneinweihung gerufen haben -“, sage ich.

Franz dreht sich um. Sieht mich fragend an.

„— die eine hat vier Wochen Gefängnis gekriegt. Die andere haben sie nicht mitgenommen, sie ist hochschwanger.“

Schweigen.

Dann sagt Franz: „Wir haben eine neue Sache konstruiert. Kommt, ich zeige sie euch.“

Wir gehen durch eine Verbindungstür in das Nebenzimmer. Ein schwerer Teppich liegt dort. Klubsessel stehen um einen Rauchtisch. Über einem Flügel hängt ein großes Ölgemälde. So etwas habe ich doch mal auf einer Ausstellung gesehen? -Medea! Auf dem Flur dreht sich Franz um. Es ist niemand zu sehen. Wir gehen scharf links herum. Ich höre, wie hinter uns eine Tür geöffnet wird. Eine helle Frauenstimme fragt etwas, eine Männerstimme antwortet. Metallinstrumente klappern. Franz zieht uns in eine schmale Kammer.

Regale stehen an den Wänden. Glasschalen, Blechbüchsen, Holzklammern liegen darauf. In der linken Ecke steht ein kleiner Tisch. „So, hier!“ sagt Franz.

Über dem Tisch hängt waagrecht eine Holzlatte. Auf der einen Seite ist daran ein kleiner Blecheimer mit Schnüren befestigt, auf der andern ein wie eine Schale zurechtgebogenes Stück Pappe. Auf der

Pappschale liegt zusammengefaltetes Papier. Franz greift in den Blecheimer. Die Pappschale drüben senkt sich. „Sand, gewöhnlicher Sand“, sagt Franz und öffnet die Hand. Er zeigt auf den Blecheimer. „Hier am Boden ist ein kleines Loch. Es ist jetzt mit Papier verstopft. Die ganze Geschichte wird an einem Dach befestigt, das an einer Verkehrsstraße liegt.“ Er lächelt. „Ihr seid ja gespannt wie Flitzbogen!“

„Und ob, und ob“, sagt Rothacker.

Ich freue mich. Rothacker ist wie ausgewechselt.

„Der Papierpfropfen wird im letzten Augenblick entfernt“, erklärt Franz weiter, „der Sand läuft langsam aus dem Eimer, die Pappschale senkt sich zur Straße.“

„Allerhand! Allerhand!“ sagt Rothacker.

„Wir haben es lange ausprobiert. Es dauert einige Minuten, bis die Flugblätter von der Pappschale kippen. Wir nehmen dann auch ganz dünnes Papier. Das schaukelt langsam herunter und wird vielleicht noch vom Wind weitergetragen. -Das Gewicht muss natürlich am Anfang auf beiden Seiten genau ausbalanciert sein.“

„Könnten wir auch machen. Wenn es bei uns ruhiger ist“, sage ich.

Rothacker nickt.

„Einfach und ziemlich sicher. Sag uns durch Hilde Bescheid, wie's geklappt hat, ja?“

„Wird gemacht.“

Auf dem Heimweg bleibe ich an einer Ullstein-Zeitungsfiliale stehen. Wir sind einzeln gegangen.

Rothacker vor mir.

„Ergebnisse der Polizeifahndungsaktion.“

„Die gestern im ganzen Reich schlagartig um zwölf Uhr mittags einsetzende Untersuchung der Autos und Eisenbahnen hat ein günstiges Resultat gezeigt, Staatsgefährliches Material gefunden — Kuriere der KPD —“

Mit mir lesen sechs andere. Ich mustere verstohlen die Gesichter. Sie sehen gewollt gleichgültig aus.

Wenn die anderen Nazis wären, würden sie nicht so krampfhaft starren, sicher hätte dann einer schon eine genugtuende Bemerkung gemacht.

Gestern war ich in einer schlimmen Situation. Ich fuhr mit dem Fahrrad zu einem Genossen, der in einem angrenzenden Bezirk wohnt. Ich sollte von ihm internes Material über die SA abholen, für unsere nächste Zeitung. Der Genosse saß mit seiner Frau gerade beim Abendbrot. Sie redeten mir so lange zu, bis ich mit ihnen aß.

Wir tauschten unsere Erfahrungen aus. Redeten lange über den bevorstehenden Reichstagsbrandprozess. Der Genosse erzählte mir, dass sie regelmäßige Rundfunkabende organisiert hätten. Sie hätten mehrere Gruppen, die ständig zu fünft oder sechst den Moskauer Sender hörten. Nachrichten aus Deutschland, hauptsächlich aber über den kommenden Reichstagsbrandprozeß. Im Ausland seien große Gegenaktionen im Gange. Bekannte ausländische Juristen hätten sich zu einem Komitee vereinigt, das in England einen Gegenprozeß machen will. Es sei auch ein Buch mit dokumentarischem Material in Vorbereitung. Das Material beweise klar, dass die Nazis die Brandstifter seien. Er erzählte mir noch, dass zwei sozialdemokratische Genossen ihre Wohnung und Apparate zur Verfügung gestellt haben. Ich sagte ihm, dass wir keine Hörerabende organisieren könnten, wir seien zu gefährdet. Er lud mich darauf für einen Abend ein. So erfuhr ich viel, viel Neues, doch als ich nach der Uhr sah, war es zehn vorbei. Ich hatte nun Bedenken. So spät, mit dem Material!? Ich ließ dann aber doch aus dem Vorderrad des Fahrrades die Luft heraus, klappte den Fahrradmantel hoch, wickelte das Material um den Schlauch, pumpte das Rad wieder auf und fuhr los.

Die Sommernacht ist still. Ich biege bald in eine einsame breite Straße ein. Das Rad rollt auf dem zementierten Radfahrweg fast von selbst - ist auch noch weit. Zu beiden Seiten der Straßen liegen Laubenkolonien. Vor manchen brennen bunte Lampions, irgendwo spielt jemand Mandoline. In der Straßenmitte - der Radfahrweg liegt dicht daneben - steht eine doppelte Baumreihe. Vereinzelt Bänke dazwischen. Unwirklich hellgrün ist das Laub im Laternenlicht. Still ist es hier. Mitten in der Stadt. Ich werde mit Käthe hinausfahren. Wir werden baden, rumtollen, es wird herrlich sein. Wie schnell das Rad läuft! Meine Füße treten mechanisch die Pedale. Auf den Bänken sitzen vereinzelt Liebespäpchen, ich sehe flüchtig eine dunkle Menschengruppe rechts auf dem Bürgersteig - sonst ist alles wie ausgestorben. - Es wird ja auch mal alles anders werden. - Ich schreke aus meinen Gedanken.

Zwei-, drei-, viermal knallt es plötzlich. Ist der Schlauch geplatzt? Das fehlte mir jetzt! Meine Füße treten immer noch - ich sehe auf den Fahrradmantel - ist doch in Ordnung?! Peng-peng-psss-psss - zischt es dicht an meinem Kopf vorbei. Da schreien doch auch welche? - Ich drehe den Kopf zurück. Dunkle

Gestalten rennen über den Fahrdamm hinter mir. Gilt das etwa mir? - Da verstehe ich plötzlich aus dem Geschrei die Worte: „Halten! - Anhalten! - Halten!“ Ich trete auf den Rücktritt, springe vom Rad. SA! - Die stellen dich! zuckt es mir durch den Kopf. Da kommen sie auch schon heran. Fünf, sechs, sieben Mann, registriere ich. Der Schreck liegt lähmend auf meinem Gehirn. Die beiden vordersten halten mir ihre Revolver vor das Gesicht. Meine Hände umklammern die Lenkstange des Fahrrades.

„Kannst du Schwein nicht gleich anhalten!“ brüllt mich der eine SA-Mann an.

Er hält mir immer noch die Pistole vor das Gesicht, das Metall glänzt stumpf.

„— Ich wusste nicht —, dass Sie mich —“

„Wenn dich ein SA-Mann anruft, hast du zu halten, du Schwein!“

„Gleich in die Fresse haun - in die Fresse haun!“ schreit der SA-Mann daneben. Er stößt mir den Revolverlauf vor die Brust.

„Erst mal durchsuchen!“ sagt der erste barsch. Und zu mir: „Leg das Rad hin, du Schwein! Hände hoch!“ Ich gehorche. „Leg das Rad hin -.“ Sie werden nicht drauf kommen -. Mein Herz klopft wie ein Hammer, doch meine Nerven habe ich schon wieder in der Gewalt.

Sie tasten meine Knickerbockerhosen ab. Befühlen besonders den weiten Stoff an den Knien.

„Taschen leeren!“ Ich tue es. - Kein Mensch ist auf der Straße - wenn die mich hier -? Und wenn sie mich fragen, wo ich wohne? - Wie komme ich in diese Gegend -? Mein Gehirn arbeitet fieberhaft.

Ich darf den Schlüsselbund, den Kamm und die beiden Taschentücher wieder einstecken. Was soll ich auch an mir verstecken? Ich habe ja nur die Knickerbockerhosen und das Polohemd an! - Am besten ist, ich spiele den Ängstlichen, da imponiert ihnen ihre „Stärke“, überlege ich krampfhaft. Das In-die-Fresse-Haun haben sie wohl inzwischen vergessen? Aber die Revolver sind immer noch da - sie stehen im Halbkreis um mich herum - denken die, ich werde flüchten? -Irrsinn. Der vorne links scheint das Kommando zu führen? Aha, ein Stern am Uniformkragen - Scharführer!

Da stößt der mir den Revolverknopf in das Schulterblatt. „Wo kommst du jetzt noch her?!“

„- Ich war bei Bekannten - da hatte einer Geburtstag -“, sage ich stotternd.

Einen Augenblick lang sieht er mich drohend an. Die andern? - Warten sie auf ein Kommando?

„Mach, dass du weiterkommst!“ brüllt da der Scharführer. „Weißt Bescheid jetzt! Wenn dich ein SA-Mann anruft, hast du sofort zu halten, verstanden?“

„Jawohl“, sage ich, scheinbar verängstigt. Der Scharführer sieht die andern grinsend an. „Der macht sich bald in die Hosen“, steht in dem Blick. Die andern grien auch. - Lass sie grien - die können mich mal -. Ich stehe immer noch still.

„Los! Verdufte!“ brüllt er mich wieder an. Ich schiebe das Rad ein paar Schritte weiter, steige auf. Nur nicht hastig losfahren - ruhig bleiben - die sehen mir sicher nach - das Material in dem Reifen - - Rothacker hat mich abgeholt. Wir wollen zum Arbeitsnachweis. Rothacker geht stempeln. Ich könne jetzt wieder ruhig mitkommen, meinte er. Der Nachweis sei immer noch so voll wie früher, die Beamten an den Schaltern hätten alle Hände voll zu tun, könnten sich nicht um jeden einzelnen kümmern. Rothacker hat uns in den letzten Wochen ständig berichtet, dass auch bei den Arbeitslosen die erste Furcht vor dem Terror schwindet. Dass sie bereits anfangen, zwar sehr vorsichtig, gegen die Hitlerdiktatur zu diskutieren. Auf Grund seiner Berichte haben wir schon in unserer Zeitung darüber geschrieben.

Am Umformerwerk stößt mich Rothacker an. An der schmalen Straße, die sich zwischen dem Werk und den Notstandsbaracken hinzieht und durch die Franz damals flüchtete, steht ein neuer Laternenpfahl.

„Zauritzweg“ steht auf dem Schild. Die Benennung ist erst seit kurzer Zeit. Es ist den Nazibehörden reichlich spät eingefallen, dass der konstruierten „Kameradschaft“ des in der „Mordnacht“ gefallenen Polizeibeamten Zauritz zu Maikowski auch ein äußeres „Symbol“ gegeben werden müsste. Gleichzeitig mit der Wegbenennung haben sie unter der Gedenktafel Maikowskis in unserer Straße eine Bronzeplatte für den Polizisten Zauritz angebracht. Sie ist durch einen Aufmarsch der Dreiunddreißiger und einer Schupoformation eingeweiht worden.

Wir biegen in die Berliner Straße ein. Rothacker sieht mich an. „Das ist doch ...?“

Natürlich, Ede! Er hat uns schon gesehen, kommt auf uns zu.

„Tach, ihr Rabauken“, sagt er und schüttelt uns die Hand. Einen Griff hat der an sich!

„Vormittags - und schon so in Schale?“

Ede hat einen blauen Anzug an, trägt einen hellen weichen Hut. Auf dem karierten Oberhemd baumelt eine bunte Krawatte. Er trägt sein Glasaugenauge.

„Du merkst ooch allet“, lacht er.

Sein gesundes Auge blinzelt mich an.

„Hast du was Besonderes vor, für uns was zu ‚arbeiten‘?“ fragt Rothacker.

Ede legt den Kopf schräg, sieht ihn an.

„Nee, diesmal nich. Ick jeh zu meine Kleene. Die hat heute Ausjang.“

„So, so“, sage ich. Ich muss lächeln. Er hat mir mal von dem Mädcl erzählt, sie ist als Köchin in Stellung. Der „Stullendampfer“, wie er sie in seiner drastischen Art getauft hat.

„Muss doch ooch mal sein“, nickt Ede. Er tupft sich mit dem Taschentuch gegen das Glasauge. „Dett drückt mir mächtig -aber ohne det darf ick nich komm“, sagt er. Und dann: „Also, macht's jut. Die Kleene wartet!“

Wir gehen schweigend weiter. Das Charlottenburger Rathaus steht auf der anderen Straßenseite. Aus den kleinen Fenstern an der Turmspitze hängen schlaff zwei riesige Hakenkreuzfahnen. An der linken Seite eine schwarzweißrote. Auf den breiten Steintreppen laufen ständig Menschen. Auch die Bürgersteige der breiten Verkehrsstraße füllt das lärmende Hin und Her des Werktages. Niemand sieht zu den Fahnen hinauf. Wir empfinden immer wieder Hass bei ihrem Anblick. Nehmen die Passanten sie schon hin? Sind sie schon etwas Alltägliches geworden, etwas, das unabänderlich zu sein scheint?

Vor uns auf dem Wilhelmplatz, dicht hinter dem Rathaus, stehen in der prallen Sonne kleine Gruppen. Arbeitslose. An der verschossenen Kleidung, den ausgetretenen Schuhen erkennt man sie. Ich freue mich plötzlich. Auf dem Platz haben früher in diesen Vormittagsstunden immer unsere Diskutiergruppen gestanden. In der Nebenstraße liegt der Arbeitsnachweis. Zu Hunderten überqueren die Arbeitslosen den Platz. Niemand hat in den ersten Monaten gewagt, sich hier hinzustellen. Er hätte sich verdächtig gemacht. Wir bleiben bei einer Gruppe stehen. Ich habe deutlich gesehen, dass mehrere Männer sprachen. Jetzt stehen sie mit den Händen in den Taschen und hören einem schlanken, schwarzhaarigen Burschen zu. Der führt in stummer Verabredung das Gespräch weiter.

„\_ \_ Wie ich die Angel rausreiß -“, er legt die rechte Hand abschätzend auf den linken Oberarm - „so ein Hecht, sage ich euch!“-

Die andern lachen laut. Klingt für mein Ohr zu deutlich, wie bestellt. Keiner der Männer nimmt anscheinend Notiz von uns. Aber ich sehe, dass sie uns verstohlen mustern. „Wollt wohl Horchposten machen?“ steht in ihren Blicken.

Wir gehen weiter.

„Die haben den Bogen weg“, sagt Rothacker schmunzelnd.

In der kurzen Straße, die zur Stempelstelle führt, stehen dicht hintereinander auf dem Bürgersteig Verkaufsbuden und -stände. Laut schreien die Händler in den Zug der Arbeitslosen hinein.

Um einige Stände stehen dichte Gruppen. „Sensationelle Gebrauchsartikel“ werden da vorgeführt. Hier wird nur mit Groschenware gehandelt, der Kaufkraft der Passanten angepasst. Fünf Rasierklingen für zehn Pfennig, die „echte Kalbfleischbockwurst“ zu demselben Preis, „neu erfundene“ Krawattenhalter für fünfzehn Pfennig, Obsthändler stehen dazwischen, sogar eine Bude, die sich stolz „Schnellbesohlanstalt“ nennt. Eine Mark kostet die Ersatzgummisohle. Sie wird auf Wunsch sofort angeklebt.

„Die Dummen werden nicht alle“, sagt Rothacker. Ein Wahrsager steht unter einem Zeltdach. Ein Menschenknäuel um ihn, zumeist Frauen. Er hat ein buntes Tuch als Turban um den Kopf gedreht, trägt einen Umhang mit grellen Sternbildern. An seinen Ohren hängen lange gelbe Ringe. Er zieht ständig an einer Kette, die in einer Glassäule ein kleines Männchen auf und ab bewegt. „Der kleine Mann aus Amsterdam, der alles weiß und alles kann.“ - „Ein Blick in Ihre Zukunft - 10 Pfennig“ steht auf dem Schild. Ein Kasten mit „Horoskopfen“ daneben.

Wie Pilze schießen die „Wahrsager“ jetzt aus der Erde. Selbst auf dem Kurfürstendamm, in der „vornehmen“ Gegend, stehen sie. „Wissenschaftler“ nennen sie sich dort, und die Honorare sind entsprechend höher. Im Dritten Reich erscheinen Dutzende Hellseherzeitungen. Hanussen hat Schule gemacht.

Die Stempelstelle der Arbeitslosen ist in einer stillgelegten Fabrik untergebracht. Wir gehen über den ersten Hof. Über holpriges Pflaster. Rechts flammt in Parterreräumen grelles Licht. Eine Versuchsanstalt für Schweißapparate ist dort. Dicht daneben stehen in langer Reihe Menschen. Sie haben noch nicht den stumpfen Gesichtsausdruck der langjährig Erwerbslosen. Auch ihre Kleider sind gut erhalten. Es ist die Zahlstelle für Erwerbslose, die erst kurze Zeit ohne Arbeit sind. In einigen Wochen werden auch sie auf dem Wohlfahrtsamt landen.

Rothacker muss auf den zweiten Hof. Zur Stempelstelle für ungelernete Arbeiter. Ich weiß, dass er sich hierher umschreiben ließ. Er spart so den stundenlangen Weg zu seinem Fachnachweis in die innere Stadt. Eine kleine Treppe führt zum zweiten Hof hinunter.

Dem Stempelraum gegenüber steht eine verregnete Holzbaracke. Die Massenspeiseküche für Wohlfahrtsempfänger. „Löffelstampe“ nennen sie die Arbeitslosen. Über der Tür hängt eine

Hakenkreuzfahne. Hinter den Scheiben sehen wir SA-Uniformen. In einer knappen Stunde werden in Scharen die Arbeitslosen kommen. Das Wohlfahrtsamt gibt Essenkarten aus, mit denen sie für einige Groschen einen Napf Essen erhalten. Viele verschämte Kleinbürger sind dann darunter, die das Essen in Henkeltöpfen nach Hause tragen. Früher sind die Arbeitslosen oft mit den vollen Essnapfen protestierend zu den Stadträten ins Rathaus gezogen. Das Essen ist meist eine dunkelbraune Brühe, in der Kartoffel- und Gemüsestücke schwimmen. Es ist fettarm und halb roh. Die Protestmärsche zum Rathaus sind nicht mehr, aber das schlechte Essen ist geblieben.

„Wenn de dett im Stehn jenieißt, biste bloß Durchgangsstation“, hat mir Ede mal erklärt.

Die große Stempelhalle ist voller Menschen. Es ist ein schmutziggrauer Saal. Rings an den Wänden stehen in großen Buchstaben Sprüche: „Ehrlich währt am längsten“ - „Wer am Wege baut, hat viele Meister“.

In der Saalmitte stehen lange Reihen niedriger Bänke. Sie sind dicht besetzt. In Gruppen sitzen die Männer zusammen und diskutieren. Andere klatschen schmierige Karten auf die Bänke. Die Stimmen der Hunderte füllen den Raum mit dumpfem Brausen. Die Luft ist schwer und verraucht, es riecht nach Tabak und Schweiß. Vorn sitzen hinter einer Holzbarriere Beamte. Einer ist in SA-Uniform. Sie schreien zuweilen Namen in den Raum. Auf beiden Seiten stehen in langen Reihen Männer, die auf ihre Stempel warten. Rothacker stellt sich an.

„Ich warte hier an der Seite.“

Rothacker nickt. „Gut.“

Wie eine seltsame Verschwörerversammlung sieht das aus. Die niedrigen Bänke, auf denen die Männer fast hocken. Die Rauchschwaden, die halblaut geführten Gespräche, die die Luft mit Summen füllen. Manche haben noch gut erhaltene Kleider, die meisten sind blankgescheuert und geflickt. Junge Gesichter, alte, zerfurcht, mit strubbligen Bärten. Ich erkenne einige Genossen. Einer nickt mir zu. Er trägt noch die blaue Schirmmütze unserer früheren Wehrorganisation. In der Mitte über dem zusammengelegten Sturmriemen ist auf dem blauen Tuch ein runder, nicht ausgebläster Fleck. Dort saß früher das antifaschistische Abzeichen. Einige Gruppen stecken die Köpfe dicht zusammen, schon ihre Mienen und Gesten verraten mir, worüber sie sprechen: Politik. Dass die SA-Bonzen diese Ansammlung überhaupt dulden? - Gespräche nicht kontrollieren? Die decken sich sicher alle gut ab. Vorn rechts hängt über einem Schalter eine Tafel. Mit Kreide steht groß darauf: „Arbeiter für die Landwirtschaft gesucht.“ Es steht niemand vor dem Schalter.

Jemand schlägt mir auf die Schulter. Ich fahre herum.

„Mensch, Jan!“

„Kurt, du?!“

Kurt schüttelt mir die Hand, zieht mich auf eine Bank. Drei Männer sitzen neben uns. Sie unterbrechen ihr Gespräch. Einer stopft sich umständlich eine Pfeife. Ich merke, wie er Kurt fragend ansieht.

„Macht weiter“, sagte Kurt, „der Kumpel ist knorke.“

Die drei stecken wieder die Köpfe zusammen.

„Wie geht's ‚Geschäft‘, Jan? Man hört von euch nichts.“

„Wie soll's gehen? Mal gut, mal schlecht. Ich bin nicht der Chef, weiß auch nicht alles.“

Kurt schiebt sich die Mütze aus dem Gesicht. Er lächelt verständnisvoll. Schöne Zähne hat er. Sieht immer noch so braun und gesund aus wie früher. „Hm, na ja“, sagt er.

Kurt ist ein junger Genosse aus Strubbels Laubenkolonie. Wir haben früher oft nachts zusammen Parolen geklebt und gemalt. Jetzt habe ich ihn lange nicht gesehen. Unser Verbindungsmann für die Kolonie ist ja der Lahme geworden, zu dem ich damals mit Strubbel ging. Kurt weiß sicher nichts davon. Ist auch Prinzip. In unserer Straße sind wir bei Besprechungen, beim Materialherstellen auch immer nur zwei oder drei. Die anderen Genossen in den Fünfergruppen hören und sehen nur die Resultate.

„Habt ihr von Strubbel gehört?“ fragt da Kurt.

„Nein. Nichts.“

„Aber ich.“

„So?“

„Der sitzt bei Königs Wusterhausen. Hat sich eine Lehmhütte gebaut. Es geht ihm leidlich - jedenfalls hat er kein »Ungeziefer« mehr.“

„Hast du ihn gesprochen?“

„Ja. Ich war mal mit dem Fahrrad draußen.“ Kurt lacht trocken. „Der ist sogar in ‚Lohn und Brot‘ gebracht worden. Landhilfe. Pflichtarbeit. Muss er machen. Die zahlen dort Landarbeiterlöhne, dreizehn Mark die Woche, mit Frau und Kind. Hat er hier fast als Stütze gehabt.“

Er rückt näher zu mir heran.

„Die Arbeit ist an den Haaren herbeigezogen, sage ich dir. Sie pumpen Dorfteiche aus und holen den Schlamm raus. Stampfen Feldsteine in die Wege.“ Er schlägt sich auf das Knie. „Soll für die Bauern sein. Die musst du mal hör'n, die haben den Bauch voll Zorn, kann ich dir sagen! Die Kosten müssen sie nämlich tragen, werden auf alle Bauern umgelegt. Die Enten schwimmen auch mit Grundschlamm auf den Pfulen, die Wege haben für die Bauernfahren immer gelangt“, setzt er trocken hinzu.

„Verstehen wir bloß nicht. Ist Arbeitsbeschaffung“, sage ich. Vielleicht weiß er noch mehr Einzelheiten, wär was für unsere Zeitung.

Kurts Nachbar hat wohl die letzten Sätze gehört. Er dreht den Kopf. Er hat brandrotes Haar, sein Gesicht ist voller Sommersprossen.

„Ham sie den von hier hinjeschickt?“

„Er ist selber rausgezogen. Er musste. Ist hier ‚krank‘ geworden“, sagt Kurt.

Der Rotkopf zeigt auf die Tafel mit der Kreideaufschrift vorn. „Arbeiter für die Landwirtschaft gesucht“, sagt er. „Hört sich jut an. Tausende ham se rausgeschickt. Sperren ja die Unterstützung, wenn du dir weiJerst. Hat seinen Dreh, die Sache. Da wirst du nämlich eines Tages frischfröhlich aus Berlin ausgemeindet, mein Lieber.“

„Ausgemeindet? Auch Facharbeiter?“

„Na klar. Nach kurzer Zeit biste Landarbeiter jeward'n. Hast dir bewährt. Kriegst dann Zuzugsverbot für Berlin.“

Kurt macht eine Rednergeste. „Heraus mit den zugewanderten Ostjuden aus den Großstädten! - So haben sie früher gesagt - jetzt schmeißen sie die geborenen Berliner raus! - Was wird denn aus den Familien?“ Ich sehe mich unauffällig um. Die beiden reden reichlich laut. Lohnt den Einsatz nicht, wenn wir dabei - doch es kümmert sich ja niemand um uns. - Dass das schon möglich ist!

„Wichtigkeit - Familien“, sagt der Rotkopf. „Ick kenne welche, die se völich auseenanderjerissen ham. Die Kinder ham se in Heime jesteckt, die Frauen ab uffs Land. Die meisten neh'm'n ja die Familie gleich mit. Is die beste Jewähr, dett se für immer drauß'n bleib'n.“

„Facharbeiter?“ sagt Kurt sinnend. „Is doch Blödsinn - in einem Industrieland die Spezialisten -“

„Is allet Blödsinn“, fällt ihm der Rotkopf ins Wort. Er dreht sich ganz zu uns herum. „Mein Junge is im Arbeitsdienst. War neulich uff Urlaub. Die kultiviern bergiget Jelände. ‚Da is nur Sand und Steene‘, sagt er. Wat soll denn daruff mal wachsen?“

Er streckt den Kopf vor, als warte er auf unsere Antwort.

„Mit dem Spaten schippen die den Sand und die Klamotten in Loren. Berge, vasteht ihr? Janze Berge. Wo der Spaten nich durchkommt, ham se een Bagger. Der schmeißt den Kitt nich etwa in die Loren darunter - nee, daneben! Die Hügel schippen die Jungs dann wieder in die Lor'n.“

Er tippt Kurt mit dem Zeigefinger gegen die Brust.

„Diese Arbeit strecken die noch. Die wissen doch nich, wie se die Jungs beschaffen soll'n. Kosten tun se nischt! Gulaschkanonen und Holzbaracken! So ist et überall, kannste hinsehn, wo de willst. Hauptsache, die Arbeitslosenstatistik klappt!“

„Manchmal siehst du es praktisch, wie sie klappt“, sagt Kurt.

„Watt kommt denn nu?“, der Rotkopf grient.

Ich sehe mich nach Rothacker um. Er scheint noch nicht abgefertigt zu sein. Den Gang habe ich doch im Auge behalten!

„Hör zu, Jan.“

„Ich höre, ich höre.“

„Zu unserm Nachbarn kommt vor zwei Tagen ein Verwandter aus Ostpreußen. Ist Mechaniker. Will sich hier Arbeit suchen. Sei schon immer seine Sehnsucht gewesen, in Berlin zu arbeiten, alles kennen zu lernen, sagt er. Die Verwandten starren ihn wie ein Weltwunder an. Ja, Paul, weißt du denn nicht, wie viel Arbeitslose in Berlin sind?“ Der versteht erst nicht. Holt dann seine Kreiszeitung aus Ostpreußen heraus. Liest vor: „In Berlin hat die Metallindustrie in den wenigen Monaten der Aufbauregierung Adolf Hitlers wieder ihren hundertprozentigen Beschäftigungsgrad erreicht. Es werden jetzt schon wieder überall Facharbeiter der Metallbranche gesucht...“

Der Rotkopf schlägt sich klatschend auf den Schenkel, lacht laut.

Jetzt wird es mir langsam zu sürmisch - wo Rothacker auch bleibt?!

„Ich muss gehen, Kurt.“

„Servus dann. Halt dich weiter senkrecht, Jan.“

„Wird besorgt.“

Rothacker ist schon dicht an den Schalter vorgerückt. Drei Mann stehen nur noch vor ihm. Ich bleibe seitwärts stehen.

„Sind Sie Jude?“ fragt der SA-Mann am Schalter einen blassen Burschen mit einer Schiebermütze, den er gerade abfertigt.

„Wieso - seh ick so aus“ fragt der trocken zurück.

Der SA-Mann bringt sein Gesicht ganz nah an das Schalterfenster.

„Ob Sie Jude sind, habe ich Sie gefragt!“ bellt er. Er fuchtelt mit der Stempelkarte des Burschen in der Luft herum. „Es handelt sich um Landhilfearbeit. Juden werden nicht rausgeschickt... !“

„Ach so, deswegen?! - Nee. Schade, dass ick denn keener bin“, sagt der Bursche.

„Ü berlegen Sie sich, was Sie reden!“ fährt ihn der SA-Mann an. „Zimmer zwei, erster Stock, zum Transport. Ihre Karte bleibt hier!“

Der junge Arbeitslose geht, brummt noch etwas vor sich hin, was ich nicht verstehe. Ich habe die Männer in der Reihe während der Debatte beobachtet. Sie haben sich angestoßen, leise Bemerkungen gemacht. Von den Bänken vorn sind einige aufgestanden, haben sich, auf die lauten Stimmen aufmerksam geworden, dazugestellt. Ihre Mienen und Gebärden drücken deutlich Sympathie für den jungen Burschen aus.

Dem SA-Mann kann das doch nicht entgangen sein? Rothacker hat mir lächelnd zugewinkt, als wollte er sagen: Da staunst du, was?

Gleich darauf hat er seinen Stempel.

„Eine Schnauze hatte der - dass sie nicht mal zugreifen“, sage ich leise.

„Könnten sie jetzt jeden Tag ein Dutzend verhaften“, sagt Rothacker.

Wir gehen langsam zum Ausgang. Ich erzähle ihm mein Gespräch mit Kurt. Rothacker hört aufmerksam zu.

„Der ist in Ordnung“, sagt er dann, „er weiß aber nichts Näheres über die Kolonieverbindung.“

„Dacht ich mir. Hab mich auch so verhalten.“

Als wir die Steintreppen am Ausgang heruntergehen, packt Rothacker plötzlich meinen Arm.

„Jan - da stimmt was nicht!“ stößt er heraus. Er lässt meinen Arm los und nimmt die Treppe in großen Sätzen.

Was denn - was ist denn - Gefahr?! Mir ist, als hätte mich ein unerwarteter Schlag getroffen. Dann sehe ich, wie Rothacker über den Hof auf eine Frau zuläuft, die in dem Hin und Her der Arbeitslosen auf den Eingang zukommt. Sie dreht ständig suchend den Kopf. Jetzt hat auch die Frau Rothacker gesehen. Sie läuft auf ihn zu, fasst ihn an den Händen. Ich sehe, wie sie erregt auf ihn einredet. Rothacker zieht sie zur Seite.

Zurückbleiben - wenn da etwas ist - sind wir gleich beide -wo habe ich denn die Frau schon gesehen? Das runde Gesicht, die dunklen Haare? Ich grüble, grüble, weiß aber nicht, wo ich die Frau hinbringen soll.

Sie muss von der Arbeit fortgelaufen sein, trägt ja noch ihre blaue Schürze. Sie redet immer noch.

Rothacker steht ganz still vor ihr, ich sehe, dass sein Mund halb geöffnet ist. Was ist bloß - es kann doch nur ihn betreffen? Ich sehe mich vorsichtig um. Niemand achtet auf die Szene. In Gruppen kommen und gehen die Arbeitslosen. Ich warte, warte. Endlich geht die Frau, Rothacker sieht sich um, kommt auf mich zu. Es muss etwas Schreckliches passiert sein. Rothackers Gesicht ist leichenblass, die Augen unter den Brillengläsern sind unnatürlich groß und doch wie verschleiert. Er nimmt schweigend meinen Arm, zieht mich zum Straßenausgang. Seine Kinnladen mahlen. Ich möchte ihn fragen, bringe aber kein Wort heraus. Es würgt mir in der Kehle. Da fängt Rothacker leise und abgerissen an zu sprechen.

„Unsere Nachbarin - Else hat sie geschickt - sie sollte mich hier abfangen —“

Pause. Ich presse seinen Arm.

„SA ist in unserer Wohnung - sie gingen für kurze Zeit weg - Else konnte der Nachbarin Bescheid sagen. - Sie wollte dann mit dem Kind zur Polizei - im Hausflur haben sie zwei SA-Leute abgefangen - die sitzen jetzt in der Wohnung -warten.“

Rothacker schweigt, sieht starr geradeaus. SA! - SA bei Rothacker?! Weshalb gerade bei ihm? - Ich ziehe ihn aus dem Gewühl der Buden in eine Seitenstraße. Er lässt sich wie ein Kind führen, merkt es wohl gar nicht.

„Else hat einen polizeilichen Ausweis verlangt - sie haben nur höhnisch gelacht. - Nur SA - Dreiunddreißiger! - Noch nicht mal Hilfspolizei!“ Er sieht mich an. „Kannst du dir das -so ohne jeden direkten Anlass -?“

„Muss verspitzelt sein“, sage ich würgend.

Rothacker nickt stumm. - Spitzel! Der Gedanke lässt mich nicht mehr los. Vor zwei Wochen den

Zeitungsausträger verhaftet - den niemand bei uns kannte - jetzt Rothacker! Ich lasse die einzelnen Genossen an mir vorbeiziehen - wer kann? - Hat keinen Zweck, zu grübeln, jetzt muss man für Rothacker sorgen.

„Zurück kannst du natürlich nicht, Erich. Fahre in den neuen Bezirk von Franz. Wohnst vorläufig in dem Quartier, das er uns für diese Fälle besorgt hat. Bei den Lamprechts.“

Rothacker antwortet lange nicht.

Dann sagt er: „Bei mir ist das alles nicht so einfach wie bei Franz. Was wird aus Else und dem Kind? - Aus der Wohnung? Die Wohlfahrt wird ihr die Unterstützung nicht zahlen!“

„Erich! Wir werden doch für sie sorgen. Wie alles kommt, wird man sehen. Jetzt musst du doch erst mal weg!“

Rothacker dreht den Kopf mit einem Ruck herum, sieht mich an.

„Und wenn sie Else verhaften? - Weil sie mich nicht finden!“

Ich lege ihm den Arm um die Schulter.

„Glaube ich nicht, Erich.“

Er schweigt wieder lange. Wir biegen um eine Ecke. Die Straße hier ist menschenleer.

„Nur SA - und keinen amtlichen Ausweis?“ sagt Rothacker wieder gedehnt. „Ich muss erfahren, ob die Polizei überhaupt mit im Spiel ist, davon hängt alles andere ab!“

„Aber du kannst doch jetzt nicht mehr...“

Rothacker fällt mir ins Wort. „Warum nicht? Ich gehe zu unserem Polizeirevier. Meine Wohnung ist ‚sauber‘, ein besonderer Anlass kann nicht vorliegen - was kann mir da schon passieren?“

Ich versuche, ihm den Gedanken auszureden. Rothacker bleibt aber bei seiner Meinung.

„Gut. Dann bringe ich dich bis zur Ecke. Warte dort auf dich.“

Rothacker ist drüben in der Polizeiwache verschwunden. Ich gehe langsam auf und ab. Die Polizei! Verglichen mit der SA ist sie direkt eine „harmlose“ Behörde geworden. Ich kenne Fälle, wo Genossen, die von der SA gesucht wurden, sich in letzter Minute selbst der Polizei gestellt haben. Die Polizeischutzhaft rettete sie immerhin oft vor dem „auf der Flucht erschossen“ —

Auf der Polizeiwache bat Rothacker, den Vorsteher sprechen zu dürfen. Der diensttuende Beamte sah ihn prüfend an.

„In welcher Angelegenheit?“ fragte er.

„Ich bin Frontsoldat und habe eine persönliche Bitte, die ich nur dem Herrn Vorsteher vortragen kann“, sagte Rothacker.

Der Beamte überlegte einen Augenblick. „Moment, bitte“, sagte er dann. Er kam bald zurück und ließ die Tür zum Nebenzimmer angelehnt.

„So, bitte“, sagte er.

Der Reviervorsteher war ein Mann mit grauem Haar. Er saß vor einem Schreibtisch, über dem ein Hitlerbild hing. Rothacker wurde nun doch unsicher. Der Vorsteher machte eine müde Handbewegung zu dem Stuhl an der Seite des Schreibtisches.

„Bitte, setzen Sie sich“, sagte er. Und dann: „Sie wünschen?“

Rothacker nannte seinen Namen, gab seine Wohnung an und erzählte dann den Vorfall. Er studierte dabei aufmerksam das Gesicht des anderen. Es blieb unbewegt. Der Mann hörte ruhig zu, seine Hände spielten mit einem Brieföffner. Rothacker erwähnte wieder seine Kriegszeit, zählte seine Verwundungen auf und sagte dann: „Ich kann mir das alles nicht erklären. Wollte mich nun bei Ihnen erkundigen, ob und was gegen mich vorliegt.“

Der Vorsteher sah ihn an. Er hatte ruhige Augen, weiße Augenbrauen darüber.

„Sie waren noch gar nicht zu Haus?“ fragte er.

„Nein. Ich hörte unterwegs davon“, sagte Rothacker.

Das hättest du nicht sagen sollen, dachte Rothacker, als der Satz heraus war. Aber wie soll ich es denn erfahren haben? Die Frage hatte der geschickt gestellt. - Der Vorsteher stand auf, ging im Raum auf und ab, dann blieb er vor Rothacker stehen.

„Bei uns liegt nichts gegen Sie vor, Herr Rothacker“, sagte er. Und nach einer Pause: „Wir können auch nichts daran ändern.“

Er ging wieder auf und ab, kam zu Rothacker zurück und sagte leise, als könne man es sonst draußen hören: „Wie gesagt - ich kann Ihnen da keinen Rat geben, Herr Rothacker.“

Der ist noch vom alten Stamm, dachte Rothacker befriedigt. Die Polizei war gegen die SA machtlos, das wusste er. Aber er hatte nun endgültige Gewissheit, dass die Polizei nicht beteiligt war, also auch nichts über seine illegale Arbeit wusste. Er bedankte sich höflich. Der Vorsteher brachte ihn sogar noch bis zur

Tür.

Als mir Rothacker dies erzählte, machte ich ihm erneut klar, dass es im Moment für ihn nur einen Ausweg gab: zu Lamprechts zu fahren. Er willigte dann auch ein. Ich sah ihm an, wie er unter dem Gedanken an Frau und Kind litt. Ich versprach ihm, alles für sie zu tun.

Die Situation blieb so. Die SA verschwand zwar aus Rothackers Wohnung, aber sie kam alle zwei Tage wieder, und wir stellten fest, dass die Wohnung ständig beobachtet wurde. Mit Hilfe der Nachbarin brachten wir nach und nach die notwendigsten Sachen heraus. In einem abgepassten Augenblick verschwand auch Else mit dem Kind. Die Wohnungseinrichtung beschlagnahmte der Hauswirt für die Mietschulden.

Aus einem schlesischen Grenzort traf ein paar Tage später ein verabredeter Brief bei uns ein. Darin schilderte eine Verwandte den diesjährigen guten Ernteertrag. Sie schrieb, dass alle noch gesund und munter seien, und berichtete dann zum Schluss über den Tod des alten Schäfers im Dorf. Wir hätten ihn ja auch gut gekannt, schrieb sie, er sei nun glücklich drüben, bei seinem Herrgott. Rothacker war mit seiner Familie emigriert.

Wir haben im Einverständnis mit der Stadtteilleitung (nur durch ihre zentralen Verbindungen konnten wir Rothacker mit seiner Familie so schnell weiterleiten) jede Zeitungs- und Flugblattpropaganda in unserer Straße eingestellt. Die Genossen der Stadtteilleitung, auch Franz, mit dem ich sprach, sind wie wir überzeugt, dass unsere letzten Verluste nicht auf Zufälle zurückzuführen sind. Unser Spitzelverdacht, den wir schon bei der Verhaftung unseres Zeitungsausträgers hatten, ist uns jetzt zur Gewissheit geworden.

Wie kommt die SA auf Rothacker, auf ein Mitglied der Gruppenleitung? Ja, nach Rothackers Verschwinden sind wieder zwei Genossen verhaftet worden. Sympathisierende, die nur Zeitungsabonnenten waren. Es ist jedoch nichts bei ihnen gefunden worden.

Ich habe mit Schwiebus und Teichert die Situation gründlich durchgesprochen. Wir sind bei der Durchsicht der einzelnen Genossen auf zwei gekommen, die uns nach den letzten Vorkommnissen nicht mehr „waschecht“ erscheinen. Wir haben sie vorläufig stillschweigend abgehängt und werden sie jetzt genau beobachten. Dann sind wir zu den zuverlässigen Genossen gegangen und haben sie angewiesen, sich vorläufig auf mündliche Propaganda zu beschränken. Wir haben für die Verbindung mit ihnen, ja sogar mit der Stadtteilleitung, neue Treffs vereinbart und auch die dafür bestimmten Genossen ausgewechselt. Wir haben jedem noch einmal eingeschärft, sich keinerlei Notizen zu machen.

Telefonnummern, Tage und Stunden des Treffs müssen im Kopf behalten werden. Nur im äußersten Falle dürfen für Notizen schmale Seidenpapierzettel verwandt werden, die man schnell verschlucken kann.

Wir haben den Genossen Diskussionsstoff genug genannt. Die Teuerungswelle ist weiter gestiegen. Die Unzufriedenheit geht jetzt schon weit bis in die Kleinbürgerschichten hinein. Es sind sicher Tausende „Meckerer“ dabei, die früher mal Hitler gewählt haben. Die in Arbeit stehen, verlieren durch die hohen Abzüge und die dauernden „freiwilligen“ Spenden ein Viertel ihres Lohnes. Das macht die Teuerung noch ärger. Die Ledigen aber schimpfen noch mehr. Ihre Abzüge sind durch die hohe Ledigensteuer noch größer. Zwei Bemerkungen, die ich neulich beim Einkaufen hörte, sind dafür kennzeichnend. Eine gut angezogene Frau, sie trug ein Naziabzeichen, verlangte ein Pfund Schmalz.

„Schmalz?“ fragte die Verkäuferin, die sie sicher kannte, erstaunt. „Natürlich, wer kann denn heute noch Butter essen?“ sagte die Frau. Die Verkäuferin: „Aber Sie haben doch eine schöne Neubauwohnung?“ - „Ja, die haben wir nun mal“, sagte die Frau nur und brach das Gespräch ab. Es war ihr wohl zum Bewusstsein gekommen, dass sie schon zuviel gesagt hatte.

Der andere Fall: Ein Mann in mittleren Jahren klagte der Gemüsefrau, dass er allein neun Mark im Monat Ledigensteuer zahlen müsse. „Sie müssen eben heiraten“, sagte die Gemüsefrau. „Ich danke“, sagte der Mann. „Wissen Sie, dass die Monatsexistenz für ein Ehepaar mit einem Kind auf hundertzwanzig Mark festgesetzt worden ist?! Falls die Ehefrau auch noch Arbeit hat und sie verdienen zusammen mehr, gilt das als Doppelverdienertum.“ - „Na ja“, sagte die Geschäftsfrau, „damit würden die ja auch nicht heiraten.“ Ich war sehr

erstaunt. Gerade die Geschäftsleute haben immer auf alle „Anzapfungen“ geschwiegen. Sie fürchteten mit Recht, mehr als jeder andere, für ihre Existenz. Vor Hitlers Machtantritt haben die Nazizeitungen diese Abzüge selbst „Negersteuer“ genannt.

Ja, die Genossen haben genug Diskussionsstoff. Der Maikowski-Prozeß ist in Vorbereitung. In unserer Straße ist ein Lokaltermin gemacht worden. Die Polizei hatte in weitem Kreis abgesperrt. Wir konnten die angeklagten Genossen nicht erkennen. Unsere Sorge um die Genossen wächst täglich. Was wird aus ihnen? Was wird aus Richard Hüttig - unserem Häuserschutzstaffelleiter? -

Und doch: es ist ein Ereignis eingetreten, das den bald beginnenden Maikowski-Prozeß in der

Öffentlichkeit überschattet, das jeden Genossen bis ins Innerste aufwühlt. Der Reichstagsbrandprozeß hat begonnen! Wir wussten zuerst nur den Namen von Dimitroff. Nicht viel mehr. Dieser Name ist plötzlich ein Begriff geworden. Dimitroffs furchtlose, kühne Worte hallen durch ganz Deutschland - durch die ganze Welt. Wir wissen es aus ausländischen Zeitungen, aus Rundfunkmeldungen. Jedes seiner Worte wird zu einer Quelle neuer Kraft für unsere Genossen. Seine Sätze gehen von Mund zu Mund. Werden durch Straßen und Häuser getragen, werfen Echo in die kleinsten Arbeiterwohnungen. Nicht nur das -etwas Unglaubliches ist geschehen. Die tausendfach mundtot gemachte öffentliche Meinung ist über Nacht wieder da. Zum ersten Mal erlebe ich, dass die Menschen in der Straßenbahn, auf den Plätzen, in den Geschäften, überall politische Gespräche führen. „Was hat Dimitroff heute gesagt?“ Überall hört man diese Frage. Die Zeitungen mit den neuesten Prozessberichten werden den Händlern aus den Händen gerissen. Wir Genossen wissen: ein Kommunist, der monatelang in Ketten gelegen hat, steht vor dem höchsten Gericht des Dritten Reiches. Ein Kommunist, der in dieser Zeit mit übermenschlicher Anstrengung die fremde Sprache, ja die fremden Gesetze studiert hat und jetzt die „Begründungen“ und „Anklagen“ der bestellten Richter mit messerscharfen Argumenten widerlegt. Noch mehr: Dimitroff geht zum Angriff über. Er stellt Anträge, erzwingt Zeugenverhöre, die den Nazibrandstiftern die Maske vom Gesicht reißen.

Das ist ein Revolutionär! Er gibt Tausenden deutschen Arbeitern neuen Mut, gibt ihnen den Glauben an die Kraft ihrer Klasse zurück. Hilde erzählt uns, dass Dimitroffs Worte selbst bei eingefleischten Nazis ihre Wirkung nicht verfehlen. Sie hat bei den Gesprächen ihres Bruders mit seinen SA-Leuten den Eindruck, dass viele von ihnen über die wahren Zusammenhänge des Reichstagsbrandes nachzudenken beginnen. Sie sagt, dass diese SA-Leute, die doch die politischen und praktischen Argumente Dimitroffs ablehnen, unverhüllt ihre Sympathie für ihn äußern. Sie bewundern seine Kühnheit. „Der fehlt uns - von denen bei uns ein paar“, so drücken sie sich aus. Wir hören jetzt regelmäßig die Schallplattenübertragungen vom Prozess im Rundfunk. Der Rundfunkreporter versucht jedes Mal, mit gemeinen, gehässigen Worten die ohnehin verstümmelt wiedergegebenen Worte Dimitroffs zu entkräften. Und doch kann er den Eindruck selbst dieser wenigen Sätze nicht verwischen! Er erzielt mit seinem Zynismus und Spott bei uns die gegenteilige Wirkung. Jedes Mal wird uns klar: Was muss Dimitroff erst im Zusammenhang gesagt haben!

Heute erkennt die Mehrheit der deutschen Bevölkerung die wahren Brandstifter. Die Naziminister und -führer stehen am Pranger. Sie haben das sehr wohl begriffen, versuchen jetzt zu retten, was zu retten ist. Die Zeitungen dürfen seit einigen Tagen keine Gesprächsauszüge vom Prozess mehr bringen. Sie berichten nur noch über den Gesamtverlauf der Verhandlung. Im Rundfunk sind die Schallplattenübertragungen von der Prozessverhandlung immer spärlicher geworden. Seit zwei Tagen haben sie ganz aufgehört.

Wie viel doch ein einzelner Mensch manchmal machen kann!

Es ist Sonntag morgen und strahlendes Wetter. Ich stehe mit meinem Fahrrad an der Straßenecke eines Außenbezirks. In

meinem kleinen Rucksack ist nur Proviant für den Tag. Doch diese Radfahrt ins Grüne wird heute kein Privatausflug. Ich warte auf Bruno', den früheren Fichteboxer mit der „Knollennase“. Ich muss an die Nacht in dem Tanzlokal denken, als Franz und ich als „Hilfsmonteur“ von Rudi und Bruno unsere Zeitung abzogen. Der Rotkopf Rudi mit dem Sommersprossengesicht und Bruno sind nicht nur Arbeitskollegen, sondern auch unzertrennliche Freunde und die kühnsten Genossen im Bezirk, hat mir Franz erzählt. Passen auch gut zusammen. Für Brunos „Berliner Schnauze“ und Draufgängertum sind Rudis Ruhe und genaues Abtaxieren jeder Situation der richtige Ausgleich. Als ich Anfang der Woche bei ihnen war und mit Franz über unsere neue Situation sprach, haben wir diese Fahrt verabredet. Die Genossen haben dort mit den Resten der SAJ-Gruppe Verbindung bekommen. Einer der sozialdemokratischen Jugendgenossen soll in einem Charlottenburger Betrieb beschäftigt sein. Die Fahrt heute soll uns überhaupt erst mal mit allen in direkten Kontakt bringen. Bruno und Rudi sprachen bisher nur mit zwei von diesen Genossen. Die seien schon bereit, mit uns zu arbeiten, und hätten die Fahrt vorgeschlagen. Wir sollen aber bei den anderen Genossen nicht gleich „mit der Tür ins Haus fallen“, sie hätten noch „Bauchschmerzen“, haben sie gesagt. Rudi musste nach außerhalb, auf Montage, und Franz wollte aus taktischen Gründen nicht gleich mit den SAJ-Genossen zusammenkommen. Sie baten mich deshalb, mitzufahren. Ich hätte aus meiner Zeit als Jugendgruppenleiter das nötige Einfühlungsvermögen für die SAJ-Genossen, meinte Franz. -

„Morjen, Karl.“

Ich fahre herum. Bruno ist hier. Er ist lautlos herangerollt, stützt ein Bein auf den Asphalt, das andere

steckt noch im Pedal.

Karl - kommt mir noch immer so fremd vor - doch hier kennen sie mich ja nur unter diesem Namen. Ein schönes leichtes Rennrad hat er. Der Lack, die Speichen blitzen.

„Ich dachte, du kommst von dort!“

Ich nicke in die Straßenrichtung, aus der ich ihn erwartet hatte. Bruno schüttelt mir die Hand.

„Sonst schon - aber heute...“ Er lächelt verschmitzt. „Hab doch erst die knallige Sache abgeholt.“

„Hast du es tatsächlich mit?“

„Klar, wenn ick's zusage.“ Er klopft auf die Ledertasche, die auf dem Gepäckträger aufgeschnallt ist. „Jut verpackt.“

Wir fahren los. Die „knallige Sache“ hat er mit - das kleine, eng gedruckte Buch - das illegale Braunbuch über den Reichstagsbrand und Hitlerterror. Wir wissen schon lange davon. Im Reichstagsbrandprozeß griff der Senatspräsident Bünger wiederholt das „berüchtigte“ Braunbuch an. Die gleichgeschaltete Presse tobt schon wochenlang über „das schmierige Hetzprodukt der Emigranten“. Wir haben uns jedes Mal unbändig gefreut. Wir sind gewohnt, zwischen den Zeilen zu lesen. Ein Schlag gegen die Hitlerdiktatur musste dieses Buch sein. Genossen hörten dann im Moskauer Rundfunk Einzelheiten, hörten, welch ein Welterfolg das Buch mit seinem unwiderlegbaren Material sei. Ich erfuhr ja schon damals bei dem Genossen im Nachbarbezirk von dem Buch und dem Gegenprozeß in London. Wie jeder von uns das alles aufgenommen hat! Wir kämpfen nicht isoliert. Die Genossen im Ausland mobilisieren die Weltöffentlichkeit! Es hat in den ersten Monaten sogar einige bei uns gegeben, die alle emigrierten Genossen verächtlich als die „Getürmten“ bezeichneten. Seit sie aber von ihrer wirkungsvollen Arbeit gegen Hitlerdeutschland hörten, haben sie diese falsche Meinung aufgegeben. - Bei Franz sah ich das Buch zum erstenmal. In deren Bezirk klappt es überhaupt! Sie haben sogar regelmäßig die „Arbeiter Illustrierte Zeitung“ aus Prag. Feste Abonnenten haben sie dafür. Wie sich Franz immer freut, wenn ich große Augen mache. Wenn wir dieses Material auch in unsere Straße bringen könnten - aber jetzt - unmöglich.

Meine Füße treten mechanisch die Pedale. Ich sehe Bruno an. Er nickt mir zu, lächelt. Wir fahren ziemlich schnell. Die Häuser stehen nur noch vereinzelt. Vorstadtstraßen. - Er hat es also doch mitgebracht! Ich war bei Franz dagegen. Was schrieb die Presse? - Fünfzehn Jahre Zuchthaus - für den Besitz eines Exemplars. Und für die Verbreitung? Zu den SAJ-Genossen mitnehmen, draußen lesen! - habe ich Franz widersprochen. Bruno und Rudi kennen die Genossen jahrelang, sie sind alle zuverlässig, hat Franz erklärt. Es wird für sie ein Erlebnis sein. Sie werden sich eher überzeugen lassen, mitzuarbeiten, wenn sie sehen, wie wir arbeiten, was wir für Material haben. Werden wir ja heute sehen. Franz war immer verantwortungsbewusst; wenn er die Sache so beurteilt, wird's richtig sein —

Wir biegen links ein. Eine breite Chaussee. Bruno fährt jetzt vor mir. Er ist „Schrittmacher“. Fährt 'ne ganz schöne Kelle, der Junge. Ich muss immer wieder zu der Ledertasche auf seinem Gepäckträger sehen. Fünfzehn Jahre - wie alt bin ich dann? Unsinn! - Bruno sieht nach der Armbanduhr. Er dreht leicht den Kopf, seine Beine trampeln weiter. „Wird klappen - wir müss'n se pünktlich treffen!“ ruft er.

Die Chausseebäume fliegen vorbei. Die Blätter färben sich schon. Herbst. Die Sonne ist noch heiß - oder ist es das Tempo? Ich schwitze. Ein Lastauto kommt uns entgegen. SA! Dicht stehen die braunen Uniformen auf dem offenen Wagen. Auf dem Dach des Chauffeurkastens sitzt einer und hält mit beiden Händen eine flatternde Hakenkreuzfahne. Wir heben den Arm. Wir fahren, fahren. Links und rechts sind immer wieder weite Felder. Bisweilen kommt eine Schonung bis an die Chaussee heran. Ich lese die Zahlen an den Kilometersteinen. Ganz schöne lange Tour. Wieder taucht eine Kirchturmspitze am Chausseerand auf. Bald darauf sind wir in dem Dorf. Bruno springt vom Rad.

„Links hinter der Kirche wollte eener warten“, sagt er. Er fährt sich mit dem Handrücken über die Stirn, über die kurzgeschorenen dunklen Haare.

„Nur einer?“

„Der bringt uns zu die andern. Liegen am See.“

Wir schieben die Räder langsam vor uns her. Ein alter Bauer sitzt vor seiner Hoftür in der Sonne und schmaucht seine Pfeife. Am Wirtshaus links stehen einige SA-Uniformen. Stämmige Burschen. - Die Kommunisten wollen euch enteignen - die letzte Ziege im Stall soll geteilt werden - teilen, teilen! Im Bezirk Norden haben die Genossen wieder begonnen, Landarbeit zu machen, hat mir Franz erzählt. Wird schwere Arbeit sein. Wie muss es unsern Genossen in den Dörfern, den kleinen Provinzstädten ergangen sein! Jeder kannte sie doch!

Ein Holzschild, auf einem bunt bemalten Pfahl: „Adolf-Hitler-Platz“. Es ist ein breiter Grasfleck mit einem schmutzigen Pfuhl in der Mitte, auf dem Enten schwimmen. Das runde Holzgitter mit den

eingelassenen Hakenkreuzen soll es wohl machen. Ein dünnes Bäumchen steht in der Mitte des Gatters. „Hitler-Eiche“ verkündet ein Schild.

Da kommt ja die Dorfkirche! „Is schon da!“ sagt Bruno, als wir um die Kirche herum sind. Auf einem weiß gestrichenen Stein am Chausseerand sitzt ein junger Bursche. Er springt auf, kommt uns entgegen. Er trägt kurze Kniehosen, ein blaues Hemd, das am Hals weit offensteht. Ein Militärbrotbeutel hängt über seiner linken Schulter. Ein frisches, offenes Gesicht, langes, braunes Haar. Der kann noch nicht zwanzig sein. Wandervogeltyp. Wie Heinz Preuß. Sehen alle ähnlich aus. Wo mag Heinz jetzt sein - im Konzentrationslager?

„Ahoi“, sagt der junge Genosse und schüttelt uns die Hand.

„Ahoi“, sagt Bruno lächelnd.

Ahoi: Adolf Hitler ohne Interesse!

„Hast lange jewartet, Alfred?“

„War gerade gekommen.“

„Is noch weit?“

„Zehn Minuten.“

Wir biegen bald von der Chaussee rechts ab, in einen Waldweg ein. Es geht dann an einem Seeufer entlang. Zelte stehen dort, Boote liegen am Ufer. Sicher ein Wassersportlerzeltplatz.

„Noch ein Stück. Wir liegen allein“, sagt Alfred.

„Is ooch nötich!“ sagt Bruno.

Alfred dreht überrascht den Kopf. „Hast du's mitgebracht?“

„Selbstverständlich.“

„Wird 'ne Sache“, freut sich Alfred. „Ihr müsst aber sehr taktisch diskutieren - die stehen alle noch unter Herberts Einfluss.“

„Wer'n wir schon deichseln“, sagt Bruno. Er macht eine Kopfbewegung zu mir hin. „Karl is Charlottenburger. Du arbeitest doch in eener Charlottenburger Bude, Alfred?“

„Ja.“

„Müsst euch nachher mal unterhalten.“

„Ja, gut.“

Diesen Alfred meinte also Franz, mit dem wir arbeiten könnten. Scheint gut zu sein, der Junge. Sollte ja noch einer dabei sein, der schon zur Zusammenarbeit bereit ist. „Die stehen alle noch unter Herberts Einfluss -.“ Wird der Leiter der Gruppe sein, dieser Herbert.

Wir schieben die Räder über eine kleine Lichtung. Ein Zelt steht dicht am Schilf. Daneben liegen sie auf dem schmalen Grasstreifen des Ufers in der prallen Sonne. Zwei, drei -sechs Jungens und zwei Mädels. Wir lehnen unsere Räder an einen Baum.

Die Genossen geben uns die Hand, nennen wie wir ihre Vornamen. Alles junge, frische Gesichter. Die Mädels sehen in ihren Miederkleidern sehr nach Jugendbewegung aus. Eine trägt das blonde Haar in dicken Schnecken.

„Schöne Ecke habt ihr ausjesucht“, lobt Bruno.

Er fühlt wohl wie ich das Formelle der Begrüßung, will überbrücken.

„Wie immer“, sagt Alfred.

Das also ist der Herbert. Er hat seinen Namen halb geflüstert. Er ist groß und hager. Das blasse Gesicht trägt eine Brille ohne Ränder. Er ist der Älteste hier. Sein dunkles Haar ist sorgfältig gescheitelt, er hat einen Knickerbockeranzug an. Die anderen tragen nur Kniehosen. Ich setze mich zu den Genossen. Bruno spricht leise mit dem Herbert, kommt dann zu mir und gibt mir einen Klaps auf die Schulter.

„Erst unsre Sachen hol'n, könn' nich da oben bleiben.“

Wir gehen zum Waldrand zurück.

Bruno sagt: „Wir leg'n unsre Klamotten 'n Stück abseits. Falls watt schief jeht, genügt's, wenn wir's alleene sind.“

„Hast du diesem Herbert von dem Buch gesagt?“

„Ja. Alfred hatte ihn ooch schon daruff vorbereitet. Bei dem Herbert wirste nie warm. Wär doch für jeden 'ne Überraschung. ‚Lesen wir dann später‘, hat er trocken jesacht.“

Dass ich bei diesem Herbert gleich im ersten Augenblick dieselbe Empfindung hatte! Wird eine harte Nuss werden.

Wir legen die Räder und das Gepäck links von der Gruppe an das Schilf.

„Der da mit dem Seil is der andere, mit dem wir uns schon einich sind. Willi heißt er, Alfreds Freund“, sagte Bruno leise.

Es ist ein kleiner untersetzter Bursche, der dicht am Wasser Seil springt. Seine Füße berühren kaum den Stand, seine Haare fliegen. Dann sitzen wir wieder bei den andern. Bruno erzählt, dass wir nur knapp anderthalb Stunden gefahren sind. Er sei zum ersten Mal in dieser Gegend. Ob sie sich hier auskennen, fragt er, etwas über die Stimmung der Bauern wüssten? Ich stelle auch einige Fragen. So bemühen wir uns, in stummer Verabredung, ein Gespräch in Gang zu bringen. Ohne Erfolg. Die Fragen werden beantwortet, aber ich fühle, keiner der Genossen geht aus sich heraus. Wir sind ihnen noch fremd. Das steht wie eine trennende Wand zwischen uns. Drüben am anderen Ufer wären sie schon mal gewesen, hätten hier aber noch nie bei Bauern geschlafen, sagt einer. Brunos Rennrad wäre prima, er spare selbst für ein Rad, meint ein anderer. Dann ist wieder Schweigen. Der Herbert liegt auf seiner Decke, schaut in den Himmel. Er hat kein Wort gesagt. Alfreds Vorschlag, Faustball zu spielen, findet allgemeine Zustimmung. Mit Lärm und Geschrei werden zwei Mannschaften gewählt. Nur Herbert erklärt, dass er sich weiter sonnen will.

Ich spanne mit Alfred eine Schnur zwischen zwei Bäume. Dabei bestätigt er meine Gedanken.

Er sagt: „Ihr beide müsst erst persönlichen Kontakt kriegen, sie sind alle nur aufeinander eingestellt.“

„Wir beide könnten uns doch außerdem einen Tag treffen. Wo arbeitest du in Charlottenburg?“ ergreife ich die Gelegenheit.

Alfred nennt einen großen Metallbetrieb. Er knotet die Schnur fest. Schweigt. Hat der seine Zusage auf dem Herweg schon bereut?

Da sagt er langsam: „Die Arbeit darf ich nicht verlier'n. Ich hab eine alte Mutter, mein Vater ist tot.“ Und dann: „Ich muss also im Betrieb vorsichtig sein, ich sag dir das gleich ganz offen.“

Ich lege ihm die Hand auf die Schulter.

„Das verstehn wir doch, Alfred. Wenn du uns Berichte von der Stimmung im Betrieb bringst, ist das schon viel wert. -Über alles kann man in Ruhe sprechen. Hast du Dienstag nach Feierabend Zeit?“

„Dienstag? - Ja geht.“

Er nennt mir die Zeit und den Bahnhof, von dem er abends nach Hause fährt. An der Ecke, bei der Konditorei, soll ich auf ihn warten.

Wir spielen lange. Es wird Mittag und sehr heiß. Mit Hallo geht es ins Wasser. Wir bilden eine Kette und schnellen die Mädels auf unseren ausgestreckten Armen in den See. Sie kreischen laut.

„Halt fest, Karl! - Jetzt hoch, Karl! -“ Die Rufe, die Gebärden aller zeigen mir: jetzt gehören wir dazu, sind Kameraden. Der Herbert macht wieder nicht mit. Er steht am Ufer, sieht uns zu. Er hat immer noch dasselbe ernste Gesicht. Bruno steht plötzlich vor mir. Er lacht. Seine Nase ist noch breiter, von den Haaren läuft ihm das Wasser. - „Nachher legen wir los -“, sagt er leise. Ich nicke —

Jeder kramt seine Esswaren heraus. Die beiden Mädels kochen auf zwei Spirituskochern Kaffee. Ich sehe ihnen zu.

Vorigen Sonntag war ich mit Käthe an der Havel. Abends haben wir uns schon am Stadtbahnhof getrennt.

Kann man jetzt überhaupt ein Mädels haben! Ich kann nicht zu ihr, sie nicht zu mir nach Hause kommen.

„Schmeißen wir doch allet zusamm'n, is mehr Auswahl, schmeckt dann ooch besser“, sagt Bruno.

In unseren Jugendgruppen haben wir uns immer kollektiv gepflegt. Bruno kennt das sicher nicht anders.

Ich merke an der fröhlichen Zustimmung, dass alle seinen Vorschlag als neuen Beweis unserer Kameradschaft empfinden. Jeder kaut mit vollen Backen. Ich blinzle Bruno zu. Er nickt unmerklich mit dem Kopf.

Er sagt: „Wir müssten öfter zusammenkomm'n, Jenossen. Nich bloß uff Fahrt, ooch in der Stadt. Gerade wir jungen Jenossen müss'n jetzt zusammenhalten - uff uns wird's doch mal ankomm'n!“

„Ja, er hat recht.“

„Wär knorke...“

„Die Fahrten geben uns auch nicht genug“, wirft Alfred ein, „man müsste sich mal richtig unterhalten, was Vernünftiges lesen...“

Ich beobachte gespannt die Gesichter. Sind scheinbar alle damit einverstanden. Der Herbert aber? Er sagt kein Wort, sein Gesicht ist wie verhangen, nur die Augen hinter den Brillengläsern mustern jeden der Reihe nach, als wollten sie die Wirkung von Brunos Worten prüfen.

„Wat ‚Vernünftiges‘ zu lesen könnte ick besorjen“, sagt Bruno. „Am besten is, wir verabreden uns schon heute. Vielleicht kann man bei einem von euch zusammenkommen, wenn nich, würde ick...“

„Ich bin anderer Meinung!“ fällt ihm da Herbert ins Wort. Er stellt den Feldbecher vor sich hin. Alle sehen ihn an. „Wir würden in eure Agitations- und Propagandaarbeit hineingezogen werden. Darauf läuft doch der Vorschlag hinaus!“

„Wieso hineinjezogen?“ sagt Bruno ruhig. „Könnte sich mit der Zeit erjeben - hängt aber doch janz von

eurem Willen ab - wir würden uns natürlich mächtig freuen, wenn ihr mitmacht."

„Wir wollen die sozialistischen Kader erhalten, nicht, wie ihr, sinnlos gefährden!" sagt Herbert.

Ich sehe, wie zwei der Jungen zustimmend nicken. Wenn es uns jetzt nicht gelingt, sie zu überzeugen, ist's vorbei.

Bruno sagt: „Ick gloobe, dett wir so von ‚wir‘ und ‚ihr‘ nich reden dürf'n, Jenossen. Die Nazis zeigen uns mit ihrem Terror täglich, dett wir für sie een Feind sind. Wir müss'n uns finden, besonders wir jungen Jenossen. Denkt an Karl Liebknecht, der die Jugend mitten im Krieg zum Widerstand jesammelt hat. Seid überzeugt, wir überlegen jeden Schritt. Niemand von uns jefährdet leichtsinnich eenen Jenossen."

Pause.

Da niemand etwas sagt, fange ich wieder an: „Glaubt ihr denn, dass der Faschismus von selbst stürzt? Wollt ihr nur immer zusammenkommen, um euch zu bestätigen, dass ihr noch die alten seid? Die Arbeiterjugend stand immer in der ersten Reihe, Genossen. So muss es auch heute sein. Wir müssen gemeinsam kämpfen!"

Eine Zeitlang ist wieder Schweigen. Die Stille bringt mir plötzlich die Möglichkeit einer Gefahr zum Bewusstsein. Ich sehe mich um. Weit und breit ist kein Mensch zu sehen. Der See liegt still und glatt. Die Sonnenstrahlen flimmern auf dem Wasser.

Da sagt Herbert wieder: „Natürlich. Ihr habt immer ‚gekämpft‘. Vor allem gegen unsere ‚Bonzen‘."

Ich sehe auf seinen zusammengekniffenen Mund. Warum nur die andern nichts sagen? Denken sie wie der Herbert?

„Jenosse Herbert, so komm'n wir doch nich weita", sagt Bruno eindringlich. „Wir hätten Jrund jenuch, über die janzten Jahre vor Hitler zu reden. Ooch darüber, dett eure Führa sojar dem Adolf in seinem ersten Reichstach zugestimmt harn. Dett sie noch zu seiner ‚Maifeier‘ aufjefordert ham. Nich die Spur woll'n wir davon reden, sag ick dir. Dett war - jetzt aber woll'n wir weiter."

Wieder Schweigen.

„Ich für meinen Teil bin derselben Ansicht", sagt da Alfred. Er dreht den Kopf in die Runde. „Was meint ihr denn dazu?"

Endlich meldet er sich, endlich, freue ich mich.

„Hast recht", unterstützt ihn der Willi, „dass die Gruppe noch so zusammenblieb, ist Herberts Verdienst - aber das genügt jetzt nicht mehr."

„Ich mach mit", meldet sich auch der Genosse neben ihm.

„Ich auch."

Das Mädels mit den Schnecken!

„Ick werde mit Herbert und Alfred allet besprechen", sagt Bruno schnell, „die sag'n euch denn Bescheid."

Er sieht Herbert an. „Lesen wir jetzt, ja? Dett wird sonst zu spät."

Das macht er gut. Den Herbert als Führer der Gruppe zu respektieren, das ist richtig. Ich merke, wie sich Herbert einen Ruck gibt. Er sagt: „Bleibt so zwanglos sitzen, es muss harmlos aussehen - die Genossen haben uns wichtiges Material mitgebracht - das Braunbuch."

Der Genosse neben mir auf der Decke richtet sich mit einem Ruck auf. Dem Mädels drüben klappt vor Überraschung der Mund auf. Die Augen glänzen, alle stoßen sich an. - „Das richtige Braunbuch -? - Das im Prozess -?"

„Ruhig! Ihr wisst, was das alles für uns hier bedeuten kann!" sagt Herbert grob. Er hat auch recht. Vieles an ihm ist doch richtig.

Es wird ganz still. Alle sehen Bruno nach, der zu unserem Gepäck hinübergeht. Als er zurück ist, recken alle die Köpfe. Jeder will das kleine Buch sehen.

„Einer muss oben am Wegrand sein - wir müssen uns vor Überraschungen sichern", sage ich.

Niemand will gehen. Alle brennen darauf, zuzuhören. Ich stehe auf. „Lösen wir uns ab. Wenn ich mich oben hinsetze, könnt ihr anfangen."

Der See liegt als breite, glitzernde Fläche unter mir. Es ist windstill. Wie herrlich kühl das Gras im Schatten ist! Sehen wirklich alle nur nach Wochenendlern aus, die dort unten.

Einige liegen ganz ausgestreckt, mit dem Gesicht zur Sonne! Bruno hat die Arme aufgestützt, den Kopf in die Hände gelegt. Ich lausche angestrengt. Bis hier herauf ist nichts zu hören - er wird auch halblaut lesen. Wie sie sich gefreut haben! Franz hatte recht, wir werden sie damit alle zur Mitarbeit anregen. Wer ruft denn da?! Ich sehe niemand. Das ist wohl bei den Zelten dort vorn. Die spielen Ball. Bisweilen kommt Tanzmusik herüber. Ein Koffergrammophon haben sie sogar —

Die dritte Ablösung ist nach oben gegangen. Bruno liest leise. Die Gesichter der Genossen sind ernst. Sie sehen aneinander vorbei. Einige liegen mit geschlossenen Augen. Plötzlich klatscht ein großer Stein vor

uns in das Schilf. Brunos Stimme setzt jäh aus. Mein Kopf fliegt herum. Vom Waldrand oben kommt der junge Genosse in großen Sätzen auf uns zu. Was ist - Gefahr?! - Und dann rennt er? - Er macht sie dann erst auf uns aufmerksam!

„Sitzenbleiben! Sitzenbleiben!“ sagt Herbert. Er ist ruhig geblieben.

Bruno hat das Buch bereits in seiner Trainingsjacke verschwinden lassen. Jetzt ist der Genosse heran.

- - „Da hinten — zwei SA-Leute - -“, würgt er heraus.

Sekundenlang sind wir alle wie gelähmt. Bruno fasst sich zuerst. „Herbert! Ball spiel'n. Ruhig bleiben, ruhig bleiben! Wir jehn zu unserm Jepak!“

Herbert nickt stumm.

Wir warten, warten. Bruno hat sein Fahrrad kopfgestellt, bastelt an den Rädern herum. Drüben stehen sie im Kreis und werfen sich den Ball zu. „Besser fangen - schneller! - schneller! -“ Das ist Herbert! Der hat sich gut in der Gewalt. Wenn sie wirklich kommen - wie reagieren die andern? Sind zu jung. Haben sicher noch nie so in der Klemme gesteckt. Wir hätten doch nicht - so etwas hab ich doch schon gelesen: - Razzia in der als kommunistisch bekannten Zeltstadt - wird die Polizei ihre Aufmerksamkeit richten! - Das Braunbuch! -Fünfzehn Jahre Zuchthaus -

„Die Kette ist verdammt sandich!“

Der Bruno! Wie ruhig er das sagt! Hat er gemerkt, dass ich - will er mich mit der nüchternen Feststellung zur Besinnung bringen? Ich schäme mich plötzlich. - Da sind sie! Zwei Gendarmen und zwei SA-Leute. Also doch 'ne Streife! Sie kommen langsam den Abhang herunter, gehen auf die Gruppe zu. Ein SA-Mann bleibt an dem Zelt stehen, sieht hinein. Ich sehe Bruno an. Er dreht mit der rechten Hand mechanisch die Tretkurbel weiter, sieht hinüber. Seine Lippen sind dünn. In meiner Halsschlagader klopft es. Wir können jedes Wort verstehen.

„Wem gehört das Zelt?“ fragt der eine Gendarm.

Wir sehen nur seinen breiten Rücken, den gedrungenen Hals unter dem grünen Tschako.

„Das gehört mir“, antwortet Herbert.

„Haben Sie einen Zeltschein?“

„Ja - Moment, bitte“, sagt Herbert.

Er läuft zu dem Zelt, kriecht hinein. Die Jungen und Mädels stehen mit hängenden Armen regungslos vor den vier Uniformen. Einer hat den Ball an die Brust gepresst. Sollt'n weitermachen! Weitermachen! Ich sehe, wie der eine SA-Mann sich prüfend umschaute. Wie er den Gendarmen anstößt, ihm etwas zuflüstert. Der dreht flüchtig den Kopf, sieht zu uns herüber. Wenn sie auch zu uns kommen - aber sie durchsuchen ja nichts -. Da kommt Herbert zurück, reicht dem Gendarmen einen Schein.

„Haben Sie sich das mal durchgelesen? Sie wissen doch, dass Sie nur an den markierten Zeltplätzen aufbauen dürfen!“ sagt der Beamte scharf.

„Ich dachte, das ist hier Staatsforst“, antwortet Herbert.

„Was heißt Staatsforst! - Sie müssen sofort abbauen!“

„Jawohl.“

Der Gendarm gibt ihm d

Jetzt aber sahen wir plötzlich Roberts SA-Gespräche in einem andern Licht. Es lag zwar gegen ihn nichts Greifbares vor, trotzdem, er wurde abgehängt. Die Beobachtung würde alles Weitere ergeben. Ich habe nun in diesen zwei Wochen Robert einige Male getroffen. Ich kann und kann das Gefühl nicht loswerden, dass wir ihm unrecht tun. Er weiß nichts Genaueres über meine Arbeit, nur dass ich ein zuverlässiger Genosse bin - oder war. Denn ich habe ihm jetzt bei unserem ersten Zusammentreffen gesagt, dass ich mich um nichts mehr kümmere und mit der Politik Schluss gemacht habe. (Er fragte nämlich gleich, wieso er keine Zeitung mehr bekomme, wann wir ihn wieder mal für eine „Sache“ holen.) Ich bereue jetzt die verlorenen Jahre, habe ich ihm gesagt. Die viele Mühe und Kraftanstrengung hätte ich für mein persönliches Vorwärtkommen einsetzen sollen, dann wäre ich heute weiter. Überhaupt, gegen die heutige gewaltige Staatsmacht anzukämpfen, sei völlig nutzlos, sei Wahnsinn. Robert machte ein verzweifelt Gesicht, packte mich auf der Straße an der Schulter und schüttelte mich. Ob ich überhaupt wüsste, was ich da rede?! sagte er aufgeregt. Ich zwang mich, kühl zu bleiben. Das wüsste ich sehr wohl, die Geschichte sei über unsere Theorien hinweggegangen, sagte ich. Roberts Gesicht hatte sich verzerrt, und er redete lange auf mich ein. Ich blieb bei meiner Meinung. Jedes Wort tat mir selbst weh, doch ich bezwang mich. Es stand mehr auf dem Spiel.

Gestern habe ich Robert nun wieder getroffen. Und wieder waren in mir Zweifel an unserem Beschluss. Roberts junges Gesicht ist in den zwei Wochen direkt eingefallen. „Was ist bloß mit dir, mit den

Genossen?" sagt er. Er begreife das alles nicht. Die Genossen sprächen alle ähnlich wie ich, niemand wolle mehr arbeiten. Er packte dabei meinen Arm und sah mich so verzweifelt an, dass ich vollends irre wurde. Ist das nun eine besonders raffinierte Spitzeltour? dachte ich krampfhaft. Aber so kann er doch nicht schauspielern. Du hast doch in diesen illegalen Monaten für die Beurteilung der Menschen ein Fingerspitzengefühl bekommen. Hat dich noch nie betrogen. Der ist doch echt! Dann aber kämpfte ich meine Empfindung nieder, blieb bei meiner alten Meinung. Das sei für mich ein für allemal vorbei, erklärte ich ihm wieder. Robert schluckte ein paarmal. Ich sei einer der besten Genossen gewesen, man könne verzweifeln, sagte er dann mit tonloser Stimme. Er redete dann wieder erregt auf mich ein. „Mensch, Jan, du bist zwölf Jahre in der Arbeiterbewegung, du kannst doch nicht plötzlich den Verstand verloren haben", sagte er. Ich trennte mich schnell von ihm. So grotesk es ist, Robert benimmt sich auf der Straße so aufgeregt, dass er mich noch gefährden wird. Mich, der ich vor ihm den Indifferenten spiele. Ja, gestern war ich nahe dran, mit ihm richtig zu sprechen. Dann dachte ich wieder, ein Provokateur würde genauso sprechen wie Robert. Du verstößt gegen alle Disziplin, du darfst deinem Gefühl nicht nachgeben. Der Gedanke ernüchterte mich wieder.

Drei Tage später. Die Genossen beobachten Robert weiter. Er geht und kommt allein von der Arbeit. Abends verlässt er selten das Haus. Mal muss sich die Sache mit ihm doch klären.

Der zweite Ausgeschaltete heißt Kranz. Er ist Bauarbeiter, lange arbeitslos und hat Familie. Er muss viel eher als Robert abschätzen können, welche Genossen jetzt verantwortliche Arbeit leisten. Denn er war lange Jahre in der Partei. In der illegalen Zeit hat er nur immer Zeitungen zum Vertrieb bekommen, aber auch das haben wir in den letzten zwei Monaten eingestellt. Kranz war völlig unzuverlässig geworden. Er holte die Zeitungen oft nicht ab, war stets unpünktlich und wurde so für den Genossen, der zu ihm die Verbindung hielt, zu einer Gefahrenquelle. Diesen Genossen aber habe« wir bei unserem Verdachtsmoment sofort von jeder Arbeit entbunden. Es ist ihm bis heute nichts geschehen. Wir wissen, das sagt gar nichts. Wir wissen, ist Kranz wirklich ein Spitzel, so wird die Gestapo nicht gleich seinen von uns gestellten Verbindungsmann verhaften. Sie würde Kranz dann sofort vor uns bloßstellen. Die verhafteten Genossen bleiben fast ausnahmslos bei den „Verhören" der Gestapo fest. Es liegt der Gestapo des-

halb jetzt nichts daran, einzelne Genossen zu verhaften. Vielmehr ist es ihr Prinzip geworden, wochen-, ja monatelang zu beobachten. Sie will so hinter die einzelnen Verbindungen kommen, um dann mit einem Schlag die ganze Organisation aufrollen zu können. Deshalb wenden wir auch ein Arbeitssystem an, bei dem auch der beste Genosse nur die Genossen kennen lernt, mit denen er durch praktische Arbeit in Berührung kommen muss. Andere Dinge erfährt er nicht. Ich selbst wehre mich ständig, mehr zu erfahren, als ich unbedingt wissen muss. Wir wissen, nicht alle halten physische Martern aus. So verhindern wir bei jedem einzelnen, dass er überhaupt ausführliche Aussagen machen kann. Sich damit selbst und auch uns belastet. Kranz könnte also bei uns anderen nur von unserer Tätigkeit aus der legalen Zeit Schlüsse ziehen. Kranz ist arbeitslos. Aber in den Kneipen ist sein kahler, buckliger Schädel mit den wie welke Blätter zusammengerollten Ohren (sie sind ihm in einem kalten Winter erfroren) zu jeder Tages- und Nachtzeit zu sehen. Es ist rätselhaft, woher er das viele Geld für Bier und Schnaps und zum Kartenspielen hat. Seine Familie sah zwar von seinen Unterstützungsgroschen nie viel. Die Frau ging immer mit den Kindern, das Jüngste noch auf dem Arm, an den Zahltagen zum Wohlfahrtsamt mit, wenn sie überhaupt Wirtschaftsgeld bekommen wollte.

Unsere Genossen beobachten nun auch Kranz. In seinen Stammkneipen, auf dem Arbeitsnachweis, überall. Das ist schwierig genug. Niemand darf ja dabei auffallen, wenn unser Verdacht wirklich auf Kranz zutrifft. Kranz führt sein Säuferleben weiter. Er versuchte niemals wieder, an uns Anschluss zu bekommen. Es sieht doch so aus, als sei er nur ein ausgebrannter Schwächling. Einer, der völlig indifferent geworden ist.

Gestern abend traf ich Alfred, den SAJ-Genossen von dem Sonntag. Ich hatte schon daran gezweifelt, dass er den vereinbarten Treff einhalten würde. Vielleicht hat er nur zugesagt, um dich loszuwerden, dachte ich. Dass er Furcht hat, die Arbeit zu verlieren, hatte er gesagt. (Das war mir jedoch verständlich.) Nun ist er doch gekommen, hat sein Wort gehalten, es ist ihm ernst mit unserer Zusammenarbeit. Wir gingen lange durch die Straßen. Ich verabredete dann mit ihm einen neuen Treff, doch mit einem größeren Zeitabstand. Ich habe ihm dabei angedeutet, dass bei uns augenblicklich „dicke Luft" ist. Er sagte, dass ich ihn unabhängig von dem vereinbarten Treff jeden Abend um dieselbe Zeit hier auf dem Wege zum Bahnhof treffen könnte.

Alfred hat mir wichtige Einzelheiten über die Produktion und die Stimmung der Arbeiter in seinem Betrieb erzählt. Ich werde alles an unsere Stadtteilleitung weitergeben. Gleichzeitig will ich den Genossen

von der Stadtteilleitung fragen, ob wir in diesem Betrieb noch andere Genossen haben, an die man Alfred vielleicht anschließen kann. Ich hätte seinen Bericht gern für unsere Straßenzeitung verwandt, aber für unsere Straße kommt immer noch keine Zeitung heraus, wir vertreiben auch kein anderes Material. Heute ist etwas Furchtbares geschehen. Roberts Mutter lief weinend in ihrem Haus umher und erzählte, dass ihr Junge verhaftet sei und im Polizeipräsidium Alexanderplatz sitze. Er sei gestern morgen wie immer zur Arbeit gegangen und nicht wiedergekommen. Sie sei spätabends voller Angst in die Fabrik gelaufen. Der Nachtportier konnte sich entsinnen, dass Robert die Fabrik verlassen hatte. Auf dem Polizeirevier bekam sie dann Bescheid. Robert ist gestern nacht verhaftet worden. Beim Malen kommunistischer Parolen.

Wir sind tief erschüttert. Wir haben an einem Treuen gezweifelt. Robert hat die Inaktivität nicht mehr ausgehalten. Er ist allein losgezogen, ohne abdeckenden Schutz. Wie muss er sich in den Wochen gequält haben, bis er sich dazu entschloss! Er wusste doch sicher, wie wenig Chancen er hatte, nicht verhaftet zu werden, wenn er allein ging.

Ich mache mir die schwersten Vorwürfe. Hätte ich doch damals mit Robert richtig gesprochen, als mein Gefühl mir sagte, dass er doch echt sei. Gewiss, ich habe sein Abhängen nicht allein beschlossen. Wir sind auch nur Menschen, können irren. Die verworrene Zeit ist schuld, wir werden gejagt, keiner von uns weiß, ob er in der nächsten Minute noch sicher ist - das alles sage ich mir immer wieder. Aber das Gewissen lässt sich damit nicht beruhigen. Robert ist verhaftet - das bleibt - das ist nicht mehr gutzumachen. Jetzt nicht.

Doch was auch geschieht, wir kämpfen: um das sozialistische Deutschland. Die Braunen haben die Liebe zu Deutschland in Erbpacht genommen. Sie kämpfen für das deutsche Volk, sagen sie - und vernichten seine Besten.

Wie sollten wir Deutschland nicht lieben! Wir schaffenden Menschen. Wir haben seine Bahnen und Städte gebaut, seine Äcker kultiviert - und wir sind arm geblieben, haben nicht teil an seiner Schönheit. Robert! Wie doppelt schwer musst du die Haft empfinden! Du sitzt jetzt in einer dunklen Zelle und glaubst, dass wir alle abtrünnig geworden sind. Dass niemand deinen Platz ausfüllt. Dass dein Opfer sinnlos war.

Immer werde ich dein eingefallenes, verzweifertes Gesicht vor mir sehen. Deine Worte im Ohr haben: „Weißt du denn überhaupt, was du da redest, Jan! - Du warst einer unserer besten Genossen, Jan. Man kann verzweifeln ...“

Nein! Wir verzweifeln auch jetzt nicht, Robert!

Alex drückt uns die Hand und geht. Alex ist der Genosse, der früher eine unserer Spieltruppen leitete. Mit dem mich die Stadtteilleitung schon vor vielen Wochen zusammengebracht hat. Alex hatte schon damals Verbindung mit Genossen der früheren sozialdemokratischen Abteilung in unserem Bezirk. Er wollte uns mit ihnen zusammenbringen. Seitdem traf ich Alex regelmäßig, aber das klappte nie. Er sagte mir jedes Mal, dass die sozialdemokratischen Genossen jedem Neuen gegenüber mißtrauisch seien. Es wäre ein hartes Stück Arbeit, sie davon zu überzeugen, dass sie mit uns Verbindung aufnehmen müssten. Ich solle nur nicht ungeduldig werden.

Vor zwei Tagen hat mir nun Alex Bescheid sagen lassen, dass es jetzt soweit ist. Er gab einen Treffpunkt an.

Jetzt geht der sozialdemokratische Genosse neben mir. Wir gehen langsam dem Tiergarten zu. Die mächtigen Bäume am Reitweg sind schon ganz kahl. Raschelnd fahren unsere Füße durch dürres Laub. Ich muss anfangen! - Ich spüre fast greifbar die Scheu des Genossen, das erste Wort zu sprechen.

„Wir müssen zuerst vereinbaren, woher wir uns kennen.“

„So? - Warum?“

„Falls doch mal etwas schief gehen sollte. Sie fragen danach meist zuerst. Wir müssen dann gleichlautende Aussagen machen.“

Der Genosse sieht mich an.

„Habe ich noch nicht gewusst“, sagt er ruhig.

Wir überlegen. Besprechen einige Möglichkeiten. Verwerfen sie wieder. Es muss ein plausibler „Bekanntschaftsgrund“ sein.

Dann mache ich einen neuen Vorschlag, den wir beide gut finden.

Ich sage dem Genossen dann, dass ich Karl heiße. (Ist schon genug, dass unsere Genossen Jan kennen.)

Er heiße Ewald, sagt der Genosse. Wir verabreden dann noch, dass wir uns bei einer eventuellen Verhaftung nur mit „Sie“ anreden. (Das „Du“ rieche für die Nazis von vornherein nach „Kommune“, sage ich ihm.)

War das nicht schon zuviel Belastung für ihn, gleich zuerst von Gefahrenmomenten zu sprechen? - Er ist ja völlig ruhig geblieben, verwerfe ich den Gedanken sofort. Diese Vorsichtsmaßnahmen müssen auch sein.

Während wir sprachen, habe ich Ewald verstohlen gemustert. Ich kenne ihn doch schon von früher? - Das rote Gesicht, die Tränensäcke unter den Augen, die Narbe auf der linken Wange. - Aber die grauen Haare an den Schläfen -? Ewald geht wieder schweigend neben mir her, ich grüble immer noch. Plötzlich fällt mir ein, woher ich ihn kenne.

„Du warst doch oft in unseren Versammlungen, Ewald? Im Türkischen Zelt. - Wohnst du nicht —?“

„In der Rosinenstraße, im Volkshaus“, fällt er mir ins Wort.

„Ich habe auch schon immerzu überlegt, wo ich dich hinbringen soll. Ja, natürlich. Wir haben oft diskutiert, Karl.“

Ewald lächelt. Auch ich freue mich. Ich merke, er hat das Fremde, Abtastende jetzt abgestreift. Seine Augen haben einen wärmeren Ausdruck. - Im Volkshaus - der jetzigen Maikowski-Kaserne?!

„Du hast dich sehr verändert - etwas völlig Neues im Ausdruck -“

Ewald nimmt den Hut ab, fährt sich über das Haar.

„Ich bin grau geworden“, sagt er. Er sieht sinnend geradeaus. „In der Rosinenstraße —“

Schweigen. Dann sagt Ewald mit leiser, dunkler Stimme wieder:

„Unsere Fenster gehen auf den Hof. Sie beobachten die Fenster - aber wir können durch die Gardinen in die SA-Keller hineinsehen. Fast jede Nacht schreien die Genossen. -Meine Frau kann nur noch mit Watte in den Ohren schlafen.“

Wir biegen in einen Seitenweg ein. Von der Charlottenburger Chaussee kommt das Autohupen nur noch ganz leise herüber. Auf dem Wasserarm links schwimmen Enten.

„— Seit die SA-Hilfspolizei aufgelöst ist, wurde es noch schlimmer - wenn das Auto kommt, müssen sie die Genossen hineinschleifen —“

Ewald bringt sein Gesicht nahe an mich heran. Er presst die Finger um meinen Arm, ihre Spitzen werden ganz hell. Seine Stimme ist heiser vor Wut.

„- Ich habe mir die Gesichter der SA-Leute eingepägt — wenn es soweit ist -“

Jeder unserer Genossen hat sich einige Schinder gemerkt -auch Ewald?

Er sagt wieder:

„Wir wollten den Staat friedlich erobern - die Illusionen haben sie uns ausgetrieben.“

„Erst habe ich das alles in mich hineingefressen“, fährt Ewald fort, „so ging es allen Genossen bei uns.“

Wir waren verzweifelt, völlig apathisch geworden. Von unserer Abteilung sind nur sieben treue Genossen übrig geblieben. Es war alles auseinandergefallen. Nur wir sieben blieben zusammen. - Dann brachte einer den Alex mit. - Der erzählte uns von euch. Sagte, dass wir mit euch in Verbindung treten sollten.

Wir haben lange geschwankt.“

„Ich weiß, er hat es mir erzählt.“

„Ja, Karl. Wir haben uns immer gefragt, ob es sich überhaupt lohnt, für solch Kropfzeug das Leben zu riskieren. Viele davon sind doch früher in unsere Versammlungen gelaufen, konnten das Maul nie genug aufreißen. Jetzt hängen sie Hakenkreuzfahnen raus, rennen bei den Naziaufmärschen mit. Wir haben damals an der Menschheit gezweifelt. - Sie haben trotz unserer Aufklärung Hitler gewählt, jetzt sollen sie die Sache ausbaden, dachten wir.“

Ewald atmet schwer. Ich bleibe stumm. Er sieht mich an.

„Von euch sind ja viele sogar zur SA gegangen. Einen kenne ich doch ganz genau. Wenn ich diesen Glatzkopp manchmal in die Maikowski-Kaserne gehen sehe...“

Glatzkopp? - Glatzkopp?! Sollte das...? Ich packe Ewalds Arm.

„Glatzkopp sagst du - wie sieht der aus?!“

„Wieso? Was ist denn mit dem?“

„Wie sieht der aus - beschreibe ihn genau - beschreibe ihn!“

„Es ist einer, der so vornübergebeugt geht. Er hat einen ganz kahlen, eckigen Kopf und so verschrumpelte Ohren“, erklärt Ewald.

Kein Zweifel - das ist Kranz! Ich bin tief erregt. „Und der...“

„Den habe ich mehreremal mit SA-Leuten über den Hof gehen sehen“, sagt Ewald. „Habt ihr das nicht gewusst?“

„Nein. - Ist ein Spitzel - verrät unsere Genossen.“

Die Worte dröhnen in meinem Kopf. Daher das viele Saufgeld - Kranz - der Hund!

„Wir werden sofort alle Genossen benachrichtigen“, sage ich endlich. „Ja“, sagt Ewald nur.

Und dann: „Und was wird nun aus uns?“

„Wir werden uns vorerst gegenseitig Zeitungen liefern.“

Pause.

„Später kann ja einer von euch an unseren Sitzungen teilnehmen. Am besten du, Ewald.“

„Gut. Werde ich den Genossen sagen.“

Wir besprechen noch unseren nächsten Treff. Legen ihn in einen anderen Stadtteil. Ich sage Ewald, dass er immer an demselben Tag der folgenden Woche zur gleichen Zeit dort sein soll, falls mich beim ersten Mal irgend etwas verhindert, zu kommen. Er drückt mir fest die Hand. Wir gehen in verschiedenen Richtungen weiter

17. Oktober 1933. Heute hat der Maikowski-Prozeß begonnen. Ernst Schwiebus zeigte mir gestern abend stumm den „Angriff“. Er hatte in einem Artikel über den Prozess eine Stelle angekreuzt. Sie lautete:

„Wenn dieser Prozess zu Ende ist, wird die Waage wieder im Gleichgewicht sein. Blut kann nur durch Blut gesühnt werden.“

Wir gingen eine halbe Stunde durch die Straßen. Redeten aber kein Wort über den Prozess. Wir haben nur besprochen, dass wir über Kranz einen Handzettel herausgeben wollen. Ein furchtbarer Druck lastet auf jedem von uns. Was wird aus den angeklagten Genossen? Aus Richard Hüttig?! „Blut kann nur durch Blut...“ Sie sind doch alle am Tod Maikowskis unschuldig. Ich weiß es doch - war doch in der Nacht in der Straße!

22. Oktober 1933. Einer von uns wollte zu der Prozessverhandlung gehen. Es werden aber nur eine beschränkte Anzahl Zuhörer zugelassen, und deren Namen stellt man fest. Nun kann niemand von uns in der Gerichtsverhandlung sein. Einige Zeugen, die für die angeklagten Genossen entlastend ausgesagt haben, wurden im Gerichtssaal verhaftet. „Unter dem Verdacht der Mittäterschaft.“ Im Gerichtssaal werden die angeklagten Genossen von SA bewacht. Neben jedem sitzt ein SA-Mann. Die Zeitungen bringen heute eine Erklärung des Staatsanwaltes: „Ich lasse es auf keinen Fall zu, dass die Protokolle der Untersuchungsrichter und der Polizeibeamten von diesen jungen Burschen als Phantasien und Hirngespinnste hingestellt werden. Alle, die hier auf der Anklagebank sitzen, sind auch jetzt verkappte Bolschewiken. Aber die Faust des Dritten Reiches bleibt über ihnen. Die Zeiten sind vorbei, in denen sich jemand offen zum Bolschewismus bekennen konnte. Einwendungen seitens der Verteidigung in dieser Hinsicht lasse ich nicht zu!“

Wieder eine furchtbare Drohung. Jedem von uns wird dabei klar: Die Genossen widerrufen die Aussagen, die man ihnen in monatelanger Tortur bei der „Voruntersuchung“ erpresst hat. Wie aufrecht müssen sie vor den Richtern stehen! Wie tapfer müssen sie sprechen!

Wir haben einen Handzettel hergestellt. Darauf wird der Arbeiteröffentlichkeit die Spitzeltätigkeit des Kranz mitgeteilt. Eine genaue Personalbeschreibung ist beigefügt. Diesen Zettel haben wir zuverlässigen Arbeitern auf den Arbeitsnachweisen gegeben. Sie sollen ihn weitergeben. Der Zettel ist in die Wohnungen unserer Straße gewandert. Wo es uns zu gefährlich erschien, haben wir ihn in die Briefkästen gesteckt. Die Bezirksleitung von Berlin hat den Text in ihre Spitzelbrandmarkungsliste übernommen. Alle Arbeiterbezirke werden so auf Kranz aufmerksam gemacht und vor ihm gewarnt. Die Flugblatt- und Zeitungspropaganda bleibt in unserer Straße weiter eingestellt. Wir haben allen Genossen wieder eingeschärft, sich und ihre Wohnungen „sauber“ zu halten. Wir rechnen damit, dass die Entlarvung von Kranz mit plötzlichen Haussuchungen, vielleicht sogar mit weiteren Verhaftungen beantwortet wird. Ewald traf ich wie verabredet. Ich habe ihm jetzt unsere augenblickliche Situation genau erklärt. Zuerst hatte ich wieder Bedenken, weil ich ihn nicht verängstigen wollte. Er war aber auch jetzt nicht beunruhigt. Diese Zeit hat uns eben alle härter gemacht. Ich habe ihn bisher unterschätzt. Die Belieferung der SPD-Genossen mit Material hat auf unsere Veranlassung vorläufig der Nachbarbezirk übernommen. Die Entlarvung von Kranz hat bis jetzt in unserer Straße keinen Gegenschlag der SA ausgelöst. Entweder ist dies eine trügerische Ruhe, die unsere Wachsamkeit einschläfern soll, oder die SA hat mit der neuesten Aktion ihrer Partei alle Hände voll zu tun. Eine neue Propagandawelle überflutet ganz Deutschland.

Volksabstimmung am 12. November

Deutschland ist aus dem Völkerbund ausgetreten. Eine „Volksabstimmung“ soll diesen Schritt bestätigen und Hitler für seine Außen- und Innenpolitik eine neue Blankovollmacht geben.

Ich gehe langsam durch die Straßen. Riesige Transparente hängen zwischen den Häuserfronten. Auf den Plätzen haben sie große Holzmasten aufgestellt, das gespannte Tuch dazwischen bläht sich im Wind.

„Wir wollen kein Volk minderen Rechtes sein! Für Ehre und Freiheit! Am 12. November stimmt mit Ja!“

„Die Kriegsoffer stimmen mit Ja!“

An den Häuserwänden, an den Litfasssäulen kleben mannshohe Plakate

„Lloyd George über Deutschland!"

Eine Aufzählung von Zitaten des englischen Staatsmannes über den „recht- und waffenlosen Zustand Deutschlands" folgt. Am Schluss steht in großen knalligen Buchstaben:

„Jeder Deutsche ein Lump, der nicht fordert, was ein Engländer ihm zubilligt! Alle stimmen mit Ja!"

Ich lese den Satz zwei-, dreimal. Er sagt, worum es geht. Noch nicht zwanzig Jahre sind seit dem Weltkrieg vergangen - das Heulen der Fliegerbomben, das Krachen der Geschütze kann über Nacht wieder da sein. Da, wieder ein Transparent:

„Mit Hitler für den Frieden der Welt!"

Kanonen, Flugzeuge, Tanks - für den Frieden?! Ich höre sie schon reden, wie damals: Wir haben es nicht gewollt - Der Krieg ist uns aufgezwungen worden - Wir verteidigen nur das Vaterland -. Und wieder das Transparent: „Die Kriegsoffer —"

Die Kriegsoffer sollen neue Mordmaschinen fordern?! In den Straßen humpeln noch die Krüppel und betteln, damit sie mit den Pfennigen ihrer Rente, „dem Dank des Vaterlandes", nicht verhungern. Einmal habe ich Photos aus Militärsiechenheimen gesehen. Die Gesichter halb weggerissen, Menschen ohne Arme und Beine, lebende Rumpfe. Heute liegen sie noch in den geschlossenen Anstalten. Warten auf den erlösenden Tod. Sind lebendig begraben. Die Gesunden könnten nachdenken, wenn sie die sähen! Ich schaue mir unwillkürlich die an mir vorbeihastenden Menschen an. Gleichgültigkeit, Gehetztsein vom Alltag, nichts, nichts sonst, steht in ihren Gesichtern. Und die beiden dort? Er flüstert ihr etwas zu, sie lächelt ihn an. Vielleicht liegt er in einigen Jahren schon irgendwo verscharrt, und sie faltet ein Schreiben auseinander: „Auf dem Felde der Ehre..."

Mechanisch, wie aufgezogen, gehe ich den Weg zurück.

Sind es immer nur einige Tausende, die begreifen, was ist? Deutlich sehe ich wieder die langen Reihen der Demonstranten vor mir. So deutlich, als sei es erst vor Monaten gewesen und nicht in den ersten Nachkriegsjahren. - „Nie, nie woll'n wir Waffen tragen - sollen die Herren sich alleine schlagen" -sangen sie damals.

Ja, sangen sie nur! Dass man die „Herren", die Urheber von Kriegen, beseitigen muss, hatten sie nicht begriffen. Sie sahen vielmehr zu, wie man die erschlug, die aus der halben Revolution eine ganze machen wollten. Karl Liebknecht - Rosa Luxemburg - Tausende, Spartakus. Die Epp, die ganze faschistische Meute, die man damals rief, sind heute die Herrscher des braunen Deutschlands. Die haben immer gewusst, was sie taten.

Zwei Tage vor der Abstimmung. Die Zeitungen schreiben, dass Hitler heute vor „seinen" Arbeitern sprechen will. In den Siemens-Schuckert-Werken. Das sind die größten Industriewerke Berlins. Hitler weiß, wo das Schwergewicht in diesen entscheidenden Fragen liegt. Mir fällt ein, was Franz damals, am ersten Morgen nach der Kanzlerernennung, sagte: „Ein Führer der Partei hätte bei Siemens sprechen müssen."

In den späten Vormittagsstunden gehe ich nach Siemensstadt. Es ist von unserer Straße eine Dreiviertelstunde Weg. Ich komme am Bahnhof Jungfernheide vorbei. Hier haben wir uns an dem Morgen nach der Kanzlerernennung getroffen. Haben in den Zügen gesprochen, Flugblätter verteilt. Hier ist dann auch später Rothacker fast verhaftet worden. Rothacker. Wir haben zweimal von ihm gehört. Er ist mit seiner Familie in Prag. Es geht ihnen leidlich. Sie werden von einem Emigrantenkomitee unterstützt. Seine Frau verkauft außerdem auf der Straße Zeitungen. Weil sie hübsch ist, verkauft sie gut, erzählte uns der Genosse, der den Bericht gab. Die beiden verstanden sich doch nicht mehr so gut. Die ständigen wirtschaftlichen Sorgen, sie wollte immer „etwas vom Leben haben". Rothacker war auch fast doppelt so alt als sie. In der Emigration wird das Leben für die Frau noch schwerer sein. Besonders mit dem Kind, der vier Jahre alten Inge.

Zehn Minuten lang geht der Weg eine breite Straße, den Nonnendamm entlang. Auch hier sind Transparente gespannt. Zu beiden Seiten der Straße sind nur Laubenkolonien. Auf einigen Lauben wehen Hakenkreuzfahnen. Müssen sie zeigen, an dem Paradedag heute. Vielleicht ist auch diese oder jene davon „echt". Das sind doch Strubbels Laubenkolonien. „Klei-Moskau" nannten wir sie früher. Wie wir damals in der Dämmerung zu dem Lahmen gingen. Die Schreibmaschine, der Abziehapparat - in der Futterkiste! Strubbel ist fort, der Lahme hat ihn ersetzt, arbeitet heute noch für uns. Hier hat sich die SA ausgetobt. Wie sie Herbert Ziemeck am hellen Tag mit Motorrädern gejagt haben. Dann schleppten sie ihn in die Maikowski-Höhle - tot. Einundzwanzig Jahre alt.

„Jedem heimkehrenden Krieger sein Häuschen", hat Hin-den-burg mal gesagt. Hier wohnen viele „heimgekehrte Krieger in ihrem Häuschen". Sie haben es sich selbst erbauen müssen. Mit Brettern und Dachpappe. Sind ja meist alle arbeitslos wie Strubbel. Der wohnte auch im Winter in seiner Laube. Die

Miete für eine Wohnung konnte er nicht aufbringen. So geht's den meisten hier.

Eine Brücke der Siemens-Schnellbahn überspannt die Straße. Drüben links beginnen die Siemenswerke. Dreizehn Stockwerke hoch ist das neue Verwaltungsgebäude dort. Ein Riesenkasten aus Glas und Beton. Gehört nur zu diesem Gebäudekomplex. Fünf Minuten weiter steht auf der anderen Straßenseite das „alte“. Auch ein Mammutbau. Die meterhohen Zeiger der Uhr an dem dicken Vierkantschornstein, der aus der Fabrikstadt wächst, zeigen zwanzig Minuten vor zwölf. Dann müssen die „Führer“ bald kommen. Um zwölf Uhr will der Adolf reden. Diese neuen Industriekästen haben sie hier erst in den letzten Jahren gebaut. Sie sind für die Gesellschaft Anlagekapital. Ich sehe zu den langen Fensterreihen hinauf. Viele Räume stehen dort auch jetzt noch leer, „nach der nationalen Ankurbelung der Wirtschaft“, sagt Teichert. Er arbeitet ja in einem der Werke. Ob er mit seinen Kollegen bei der Hitlerrede sein muss?

Auf der rechten Straßenseite stehen jetzt lange weiße Häuserreihen. Alles Neubauten. Moderner, sachlicher Baustil. Schon die alte Siemensstädter Wohnstadt war ein Angestellten- und Beamtennest. Die Werke wussten, warum sie ihre Angestellten hier ansiedelten. Der Schatten der Werke liegt auch in der Freizeit auf den Bewohnern, lässt sie nie „Privatmenschen“ werden. Jeder kennt hier jeden. Die Neubauten rechts, größtenteils von den Werken erbaut, haben die Angestelltenstadt verdoppelt. Diese Kleinbürgerstadt musste eine Domäne der Nazis werden. Die Laubenkolonien der Arbeitslosen gehen bis an die weißen Häuser heran. Wie sie die Laubenkolonien immer gehasst haben! Selten liegen die wirtschaftlichen und politischen Gegensätze einer Stadt so dicht beisammen. Wo die ersten Häuser beginnen, sind links und rechts von der Straße große Holzmasten eingerammt. Sie sind mit grünen Girlanden umwickelt, tragen ein riesiges Transparent:

„Siemensstadt grüßt den Führer!“

Auf den Bürgersteigen stehen Menschenschlangen. Zwei, drei Reihen hintereinander. Gerade hier hätte ich noch mehr erwartet. Zu beiden Seiten der Straße stehen lange Absperrungsreihen der SA. Die SA-Leute haben die Koppel abgeschnallt, halten sie von Mann zu Mann in den Händen. Vor einem Radiogeschäft steht eine Menschenmenge. Ich stelle mich dazu. Über der Tür ist ein Großlautsprecher angebracht. Achtzig Prozent Frauen, Schulkinder mit ihren Lehrern stehen hier. Sie haben sicher deshalb schulfrei. Die Frauen sind ausnahmslos gut gekleidet. Das schmale Gehalt wird den Monat über langgezogen. In den letzten Tagen isst man Margarinebrote. Aber auf jeden Fall muss man „anständig“ aussehen.

„Dicht, ganz dicht wird er vorbeifahren“, sagt eine vollbusige Blondine mit verklärter Stimme zu ihrer Nachbarin. Die lächelt ölig. Die tun, als sei dies die Verheißung ihres Lebens! Aus einem Fleischerladen kommt der Inhaber mit seinen Verkäuferinnen. Sie tragen weiße Schürzen, weiße Hauben mit eingesticktem Monogramm auf dem Haar. Der Fleischer hat einen Hängebauch. „Für die Zeit wird geschlossen. Das sehen wir nicht alle Tage“, sagt er laut zu einem der Mädchen und gestikuliert mit seinen Wurstfingern. Alle sollen das hören, nicht wahr, mein Lieber. Die Viertelstunde Nationalbewusstsein ohne Kasseneinnahme wird sich dann hier später gut verzinsen.

Von vorn kommt plötzlich Bewegung. „Sie kommen... sie kommen!“ geht es von Mund zu Mund. Die SA-Leute fassen ihre Koppelriemen fester, drängen die Menschen zurück. „Heil“-Rufe. Es ist nur ein Auto. Goebbels! Er hebt lässig dankend den Arm - vorbei. Einige Minuten später kommt seine Stimme aus dem Lautsprecher. Einleitende Worte über den Sinn der heutigen „Führerrede“, an der Stätte „seiner deutschen Arbeiter“. Während er noch spricht, drängt wieder alles zum Rinnstein. Wildes „Heil“-Geschrei setzt ein, die Arme gehen hoch, auch meiner. Hitler! Er steht aufrecht im Auto und grüßt. Nur drei Meter Hegen zwischen uns. Hitlers Gesicht ist von der Zugluft gerötet, es sieht dick und schwammig aus. Auf den „Führerbildern“ sieht er verdammt „energischer“ aus. Dicht hinter seinem Auto kommen zwei andere Wagen. Auf den Trittbrettern stehen SS-Leute. Absprungbereit. Sie haben die freie Hand an der aufgeklappten Revolvertasche. Schon sind sie alle vorbei. Die Rufe laufen wie eine Welle die Straße entlang. Drei Meter entfernt - deshalb reden manche von einem Attentat. Wahnsinn! Mit Hitlers Tod ändert sich nichts. Dann macht Göring, Goebbels oder irgendeiner von denen weiter. Aber in derselben Nacht sterben dann Tausende in den Konzentrationslagern. - Die hohe, verzückte Stimme der Frau neben mir reißt mich aus meinen Gedanken. Sie schlägt vor Begeisterung die Hände zusammen, ihr Dutt wackelt: „Wie der Führer aussieht - wie der Führer aussieht -den muss doch jeder gern haben —“ Die Menschen drängen wieder zu dem Lautsprecher hinter uns. Es sind mehr geworden, alle rücken zusammen. Neben mir steht ein SA-Mann. Er hat den Sturmriemen der flachen Mütze unter dem Kinn. Was es für den hier Kampfmäßiges gibt? Der kommt sich so interessanter vor. Aus dem Lautsprecher kommt das Echo von „Heil“-Rufen. Dann Stille und Hitlers Stimme. - - „Vierzehn Jahre haben wir gekämpft - - marxistische Luderwirtschaft —“ Immer dasselbe! Und jetzt! „Ich spreche in dieser Stunde

mit Absicht gerade zu den deutschen Arbeitern, die in ihren Betrieben überall vor den Lautsprechern versammelt sind - wir wollen in diesem Kampf jedem unserer Gegner die Hand reichen, wenn er sich zur deutschen Ehre bekennt —"

Die Stimme steigt steil an, überschlägt sich fast -. „Ich weiß, dass ihr niedrige Löhne habt - ich weiß das!" - Die nächsten Sätze hallen an meinem Ohr vorbei, ohne dass ich sie aufnehme. „Jedem unserer Gegner -" Das sagt der zu „seinen" Arbeitern?! „Ich weiß das -" Davon werden die Lohntüten nicht voller - gerade jetzt hat der es mal wieder nötig, die „soziale" Karte auszuspielen. Zu zeigen, wie er mit „der Not des kleinen Mannes" fühlt. - Ich schrecke auf. Die Stimme im Lautsprecher ist erloschen. Nur ein Knacken und Summen ist noch zu hören. Schon vorbei? Die rennen ja hier jetzt alle durcheinander, gestikulieren mit den Armen!

- „Störung - Sabotage - Unerhört", rufen da einige Stimmen. Zwei SA-Leute laufen auf die Ladentür zu. Der Ladeninhaber erscheint im Türrahmen. Er wirft die Arme in die Luft, zuckt hilflos mit den Schultern. „Ist überall so - an meiner Anlage liegt es nicht", verteidigt er sich.

Einige Minuten dauert die Unterbrechung schon. Der SA-Mann neben mir zupft nervös an seinem Kinnriemen. Sein Gesicht ist verzerrt.

„Wieder Sabotage. - Die Kommune."

Ich mache ein ungläubiges Gesicht.

„Das ist doch wohl nicht möglich - heutzutage? - Die Leitungen werden doch sicher überwacht!"

„Was soll's denn sonst sein!" sagt er wütend. „Aber die werden sie schon kriegen - die werden sie schon kriegen,!"

Die Aufregung wächst. Plötzlich ist die Stimme des „Führers" wieder da, mitten in einem Satz:.....lange genug ehrlos ..."

Ich gehe langsam nach Hause. Bei der Störung war der erste Gedanke des SA-Mannes: Kommune. Überall und immer haben sie das Gefühl des unsichtbaren Todfeindes, der ihnen an die Kehle gehen könnte. -

Abends spreche ich mit Teichert. Erzähle ihm von meiner „Führerbesichtigung".

„Hast du Adolf auch gesehen, du Siemens-Dreher? Hat er vielleicht einem Proleten »symbolisch' die Hand gedrückt?"

„Denkste", sagte Teichert. „Lass dir erzählen, wie's im Dynamowerk war."

Er lacht verächtlich. Dass mir seine zwei schwarzen Zahnstummel vorn immer wieder auffallen.

„Von unserer Belegschaft war niemand dort. In allen Werken haben sie gesiebte Delegationen zusammengestellt. Alles höhere Angestellte und zuverlässige Parteifunktionäre. Die Proleten aus diesem Werk waren natürlich auch da. Aber sie standen hinter den anderen. Na, und die Lautsprecheranlage! Die war auf einem hohen Dynamostand montiert, mein Junge! Da hatten sie extra eine Holzterrasse rangebaut. An der Treppe standen außerdem SS-Leute! - Weißt du jetzt, wie der Führer' zu ‚seinen' Arbeitern spricht?"

Wahlsonntag. Sprechchöre der Hitler-Jugend und der SA zogen schon am frühen Morgen in den Höfen umher. Sie bliesen Fanfaren, schrien dann Wahlparolen aus. Der Rundfunk unterbricht alle halben Stunden seine Sendungen. Er stellt immer wieder dieselbe Frage: „Deutscher Mann, deutsche Frau! Hast du deine Verpflichtung bereits erfüllt? Hast du schon der Regierung Adolf Hitler deine Stimme gegeben? Wenn nicht, tue es sofort!"

Wochenlang geht das nun schon so. Rundfunk, Presse, Kino. Goebbels schüttet seine Wahlpropaganda millionenfach über das Reich. In allen Wohnungen unserer Straße haben sie heute früh Zettel abgegeben: „Dieses Haus steht unter der Kontrolle des Blockwartes Meyer, Haus Nr. 38. Stimmen Sie mit Ja! Geben Sie diesen Zettel an der Wahlurne mit ab. Sie ersparen sich damit, dass wir Sie im Laufe des Tages kontrollieren kommen."

Teichert hat dasselbe Wahllokal wie ich. Wir haben uns verabredet, wollen uns das Stadtbild ansehen. Erst wollten wir uns in einer anderen Gegend treffen. Es wäre sicher nicht ratsam, sich nach der Sache mit Kranz hier bei uns zusammen sehen zu lassen, meinte Teichert. Unsere Wohnungen seien ja „sauber", man müsse auch „frech" sein, das täusche immer am besten, habe ich ihm gesagt. Es wäre ja auch auffällig, wenn wir uns als langjährige Bewohner der Straße nun plötzlich „nicht mehr kennen würden". (Die Entlarvung von Kranz hat für uns keine weiteren Folgen gehabt. Er sitzt nicht mehr soviel in den Kneipen herum. Wird kein Geld haben. Wir bleiben wachsam, aber wir wissen: entlarvte Spitzel sind für die Nazis wertlos geworden. Sie verachten diese Burschen innerlich auch selbst, das ist so ähnlich, wie ihnen oft der Mut unserer Genossen imponiert. Hilde hat uns von solchen Gesprächen ihres Bruders mit seinen SA-Leuten erzählt. Wer selbst feige ist - und die meisten von ihnen sind es, sie kommen ja nie

allein -, empfindet die Stärke des andern immer doppelt.) So blieb es dabei, dass ich Teichert abhole. Langsam gehen wir nun durch unsere Straße. - Sind wieder mehr Fahnen geworden. In den vereinzelt jahrhundertealten buckligen Häuschen hängen sie aus den Dachluken. Dicht unter den niedrigen bemoosten Dächern. Wir kommen an den Knick der Straße. Still ist sie am Sonntag. Drüben im Umformerwerk scheinen die Maschinen lauter, heller zu brummen. Selbst aus einem der großen geriffelten Fenster des hohen roten Backsteinbaues hängt eine Hakenkreuzfahne. Der Bretterzaun des Lumpenplatzes ist mit den großen gelben Lloyd-George-Plakaten beklebt. „Jeder Deutsche ein Lump, der nicht fordert...“ Es wird bei uns eine ganze Menge „Lumpen“ geben. Könnt ihr drauf warten. Teichert lächelt. Unter seiner Oberlippe kommen die beiden schwarzen Zahnstummel hervor. Er macht eine leichte Kopfbewegung zu den Fensterreihen links und rechts hinauf.

„Volksgenossen - Sonderausgabe!“ sagt er spöttisch. Ich sehe zu den beiden Hakenkreuzfahnen hinauf, die er meint. Zwei Genossen wohnen dort. Wir haben ihnen selbst geraten, zu flaggen. Wir müssen in unserer augenblicklichen Situation bei jedem einzelnen Genossen auch nur den Schein eines Verdachts vermeiden. „Hat doch seine Vorteile, Paul. Unsere Hinterhauswohnung.“

„Will ich meinen. Bist auch sonst nicht so im Rampenlicht.“

Praktisch ist es jetzt schon so weit, dass jedes Fenster an der Straßenfront unter Kontrolle der SA steht. Besonders bei uns. Heute früh ist die SA in die schwach beflaggten Häuser gekommen und hat sich drohend erkundigt, ob die Vorderhausmieter ohne Fahnen Juden seien. Gut, dass Ede nicht im Vorderhaus wohnt. Er hat schon so genug getobt:

„Taktisch? - Watt heißt da taktisch sein! Jetzt mach'n unsre Jenossen schon für die Nazis Reklame!“ hat er sich entrüstet, als wir den beiden Genossen sagten, sie sollten flaggen.

Wir biegen in die Berliner Straße ein. Da drüben wohnt Hilde. Ich müsste sie wieder mal im Büro anrufen. Sie sieht Franz öfter als ich. - Hier hängen die Fahnen noch dichter. Wohnen auch nur Kleinbürger hier. Angestellte, Beamte, Leute mit freien Berufen. Dass die Arbeitergegenden bei uns alle so in sich abgeschlossen sind! Immer nur einige Straßen. Ist eine Beamtenstadt, Charlottenburg. Die Vertreter der Arbeiterschaft in der städtischen Verwaltung, die proletarischen Organisationen selbst haben bei uns immer gegen eine Bürgermehrheit kämpfen müssen. Schon in der Vorkriegszeit. Deshalb waren die Charlottenburger Arbeiter schon immer sehr revolutionär, immer im Angriff. Ich sehe Teichert an. Die starken Backenknochen, die blasse Haut darüber, das schütterere, dunkelblonde Haar mit den tiefen Ecken. Ein Arbeitergesicht. Steht nichts Besonderes drin, wie bei uns allen. Einer geht davon aufs Dutzend.

„Was macht eigentlich deine Frau, Paul?“

„Was soll sie machen? - Sie weiß doch wenig von uns. Schon früher nicht.“

Klingt, als ob er sich längst mit etwas Unabänderlichem abgefunden hätte. Klein und pusslig ist die Frau. Nicht mehr jung. Für politische Probleme hat sie sich nie „interessiert“. Sie kennt nur eins: „Mein Heim, meine Welt.“ Sie würde ihn sicher unter Tränen beschwören, „sich nicht unglücklich zu machen“, wenn sie von seiner illegalen Arbeit wüsste. Wie man so nebenherleben kann. Ich stelle mir die Ehe eines Genossen anders vor.

Teichert zieht einen Zettel aus der Tasche.

Es ist der Kontrollzettel des Blockwartes Meyer.

„Die erreichen damit ihren Zweck, sage ich dir!“ Er schlägt die Faust in die andere Handfläche. „Die Nazis wollen in den Stimmlisten feststellen, wer noch nicht gewählt hat. Und die meisten glauben tatsächlich, dass die gleichzeitig feststellen, wofür sie gestimmt haben!“

Ich nicke nur. Wie muss es erst auf dem Lande aussehen! Einer kennt da den andern. Selbst hier kann unsere Agitation gegen die gewaltigen Mittel des Staatsapparates nur bedingt sein. Wir haben in unserem Bezirk kleine Zettel gestreut. Mit Hammer und Sichel und dem Aufdruck „Nein!“ In allen Stadtteilen ist das geschehen. Ede hatte bei uns wieder die gefährlichsten Ecken. Er ging wieder ohne Glasauge, mit der Blindenbinde und dem tastenden Stock. In unserer Straße haben wir aber nicht gestreut, nur diskutiert. Wir wollen nach der Kranz-Affäre die SA nicht gleich wieder auf uns hetzen.

Und doch, diese Zettel werden nicht nur eine Aufforderung sein, mit „Nein“ zu stimmen. Auf jeden Hitlergegner werden sie auch moralisch wirken. Werden ihm zeigen, dass wir nicht auszurotten sind.

Teichert stößt mich an. Er will etwas sagen, kommt aber nicht mehr dazu: zwei SA-Leute stehen vor uns.

„Heil Hitler!“

„Heil Hitler!“

„Haben Sie schon eine Wahlplakette?“

„Wahlplakette? - Nein“, sagt Teichert.

„Dann waren Sie auch noch nicht wählen?“

„Nein.“

„Gehen Sie gleich, rate ich Ihnen. Sie werden sonst überall auf der Straße angehalten!“

„Die Wahlplakette bekommen Sie dort“, erklärt der andere SA-Mann. Er rückt an seiner Brille.

„Anstecken! Ist der Ausweis, dass Sie gewählt haben!“

Die beiden heben den Arm und gehen weiter.

„Komm, Jan!“ sagt Teichert wütend, als wir ein Stück weiter sind. „Unsere Antwort können sie gleich haben!“

Wir kommen an einer Straßenbahnhaltestelle vorbei. Auch hier kontrolliert die SA die Wartenden. Wir gehen langsamer. Eine dicke Frau, zwei Koffer stehen vor ihr, lamentiert erregt. „Aber ich muss doch nach Spandau - zu meinen Verwandten!“ „Erst gehen Sie in Ihr Wahllokal. Sie werden auch in Spandau kontrolliert, dann ist's zu spät!“ hören wir den SA-Mann sagen. „Aber die warten doch mit dem Essen ...!“ fängt die Frau wieder an. „Begreifen Sie doch! Ohne die Plakette kommen Sie heute nicht weiter!“ fährt sie der SA-Mann an.

Die Frau nimmt wütend einen Koffer auf und geht. Jetzt erst sehen wir, dass ein kleiner Mann zu ihr gehört. Er trägt den anderen Koffer. Wir gehen hinter den beiden her.

„Hab's dir gleich gesagt - ich wollte mit der Eisenbahn fahr'n!“ schimpft die Frau auf den Kleinen.

„Soso, Eisenbahn! Hast wohl nicht jehört, watt Fritze erzählt hat? Die lassen keenen ohne Plakette zur Sperre ruff!“ verteidigt sich der Mann. „Da kontrollieren se erst | recht!“

Das Wahllokal ist in einer Kneipe. Die Menschen stehen in langer Schlange davor. Die Reihe geht durch den Ausschank- I raum in ein Nebenzimmer. Als wir im Türrahmen stehen, können wir da hineinsehen. An quergestellten Tischen sitzt der Wahlvorstand. Die Männer tragen alle nationalsozialistische Abzeichen. Gleich links, hinter der geöffneten Flügeltür, stehen auf Tischen drei Kästen. Ein grüner Vorhang hängt davor. Zwei SA-Männer, der eine hat eine Sammelbüchse, der andere einen Pappkarton mit Abstimmungsplaketten in der Hand, stehen links und rechts im Türrahmen. An einem der Tische blättert ein Mann in einer dicken Liste. Er wiederholt laut die Namen, manchmal fragt er zur Bestätigung nach dem Geburtsdatum. Neben ihm sitzt einer mit einem Naziparteiabzeichen und streicht jedes Mal in einer eigenen Liste die genannten Namen an. Die haben sich die Wahlliste des Bezirks abgeschrieben. So kontrollieren sie also, wer nicht wählen kommt, holen ihn dann.

- „Dieses Haus - Kontrolle - Blockwart Meyer -.“

Die Wähler treten mit dem empfangenen Kuvert, in dem die Abstimmungsscheine liegen, der Reihe nach an die Kästen links neben der Tür. Hinter dem Vorhang machen sie ihre Kreuze. Bei manchem bleibt er in der Eile halb zurückgeschlagen. Zwei Meter entfernt stehen die beiden SA-Leute. Sie sehen zu den Vorhangkästen hinüber, als müssten sie die vor Diebstahl schützen. Der Vorschrift ist Genüge getan. Die SA ist nicht im Abstimmungsraum - nur an der Schwelle.

Teichert blinzelt mir zu. Er hat dieselben Gedanken. Auf nicht fest entschlossene Neinsager muss auch dies einschüchternd wirken. Ich sehe mir unwillkürlich die hinter uns Stehenden an. Arbeiter, Arbeiterfrauen. Ihre Kleidung, die verarbeiteten Hände zeigen es. Ihre Gesichter sind ernst, unbewegt. Wie von einem Vorhang verdeckt.

Als wir den Raum verlassen, bietet uns der SA-Mann mit der Pappschachtel Abzeichen an. Der andere streckt die Sammelbüchse vor.

„Wir sind arbeitslos“, sagt Teichert.

Sie geben uns die Plaketten umsonst. Sie sind aus Blech. Ein „Ja“ ist darin eingestanzt.

Draußen sagt Teichert: „Da bleibt einem wirklich die Spucke weg bei der Frechheit! Ihre Kontrollmarke soll man ihnen auch noch bezahlen. Ich hänge mir den Eselsorden nicht an!“

„Eselsorden?“

„Lies doch: J-A. Macht doch schon überall die Runde.“ -

Zwei Tage später. Hilde erzählt uns, dass ihr Bruder mit seinen SA-Leuten erregt diskutiert hat. Sie waren bestürzt, dass es nach mehr als einem Dreivierteljahr der Machtübernahme noch fast fünf Millionen Neinsager gibt.

„Unter den Umständen und nach ihrer Statistik“, sagte Teichert darauf. „Die kann doch kein Teufel prüfen.“

„Das Charlottenburger Wahlergebnis ist mit das beste“, stellte ich fest. „Achtunddreißigtausend Neinsager haben wir. Selbst die viel größeren Arbeiterbezirke Friedrichshain und der Wedding haben nur einige vierzigtausend.“

„Der Terror der Dreiunddreißiger; - bei uns fühlen die Arbeiter das Dritte Reich vielleicht am stärksten.“

Ich konnte meine Aufzeichnungen eine Zeitlang nicht fortsetzen. In meinem Zimmer konnte ich nicht mehr weiterschreiben. Unsere Nachbarin (ihre Wohnung grenzt an meine Zimmerwand) hat meiner Wirtin gegenüber erwähnt, dass bei uns eine Schreibmaschine klappere. Meine alte Wirtin hat der Nachbarin dafür die harmlose Erklärung gegeben, die ich bei ihr vorschützte. Sie ahnte ja auch nicht, was ich tippe. Ich bin für sie ein pünktlich zahlender Mieter - außerdem „ein netter Mensch“.

In den Tagen vorher waren schon einige ähnliche Zwischenfälle. Einige Male kamen beamtete Personen in unsere Wohnung, während ich schrieb. Ich konnte jedoch die geschriebenen Bogen noch schnell verstecken, aber die Schreibmaschine sahen sie. Wir wissen, dass die Nazibehörden allen Beamten, die dienstlichen Zutritt zu Wohnungen haben, einschärfen, auf die Gespräche der Mieter, überhaupt auf alles zu achten. Eine Schreibmaschine - bei einer „gewöhnlichen“ Privatperson, die noch dazu in einem Arbeiterbezirk wohnt - muss auffallen!

Ich hatte mich deshalb schon lange nach einem anderen Arbeitsraum umgesehen. Ein Sympathisierender, der in einer anderen Stadtgegend wohnt, hat mir jetzt ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Ich habe ihm angedeutet, dass ich etwas „Verbotenes“ schreibe. Ihm gegenüber musste ich das tun.

Ich gehe jetzt immer auf einige Stunden dorthin. Ich habe mir in dem Zimmer eine Vorrichtung geschaffen, in der ich im äußersten Falle die geschriebenen Seiten und meine Notizen sofort verschwinden lassen kann.

Vor zwei Tagen hat Franz sein Quartier in dem neuen Bezirk wechseln müssen. Der Schlag ist auf die Familie Lamprecht gefallen. Das ist die Familie, bei der ich damals mit Käthe war. Franz hat mir alles erzählt.

Er stand vorgestern in Lamprechts Küche und rasierte sich. Die Genossin Lamprecht wollte mit ihm zu einer ihrer Abziehstellen gehen, wo sie Zeitungen abzuholen hatten. Rudi, der Monteurgenosse mit dem feuerroten Haar und dem Sommersprossengesicht, zog die Zeitungen dort mit einem anderen Genossen ab. (Mit Rudi und seinem Freund, dem „Boxer-Bruno“, haben wir damals in der Tanzbar Zeitungen hergestellt.) Franz, der sich eben erst eingeseift hatte, sagte: „Wart doch, bis ich den Bart abgehackt habe, Erna.“

„Ich gehe lieber schon vor“, sagte die Genossen Lamprecht. „Das Mädels schläft gerade, und in knapp einer Stunde kommt Kurt schon vom Kohlenplatz. Das klappt sonst mit dem Essen nicht. Ich bringe seine Zeitungen schnell zu der Verteilungsstelle. Dann spart Kurt den Weg. Er ist abends immer todmüde.“ - Ich kenne diese Abziehstelle gut, denn ich war mit Franz schon dort. Es ist ein kleiner Laden. Elektrische Beleuchtungskörper hängen im Schaufenster. Gas- und Wasserleitungshähne, Glühbirnen liegen in der Auslage. Dahinter hängt an der Auslagenwand ein grün umkränzt Hitlerbild. Auf der Schaufensterscheibe steht:

„Gas- und Elektro-Installationen“

und darunter groß:

„Deutsches Geschäft!“

Der Besitzer des Ladens, der Genosse Schwante, ist schon ein alter Mann. Er trägt immer einen ausgebläbten blauen Monteuranzug und, da er sehr kurzsichtig ist, eine schmale, altmodische Nickelbrille. Sein Gesicht ist braungebrannt und sehr faltig. Es sieht wie eine verwitterte Lederhaut aus. Jeden Sonnabend fährt er in die Provinz angeln. Das ist seine einzige Passion. Er ist Junggeselle. Im Laden stehen an den Seiten lange Regale. Kupferdraht, Zangen in allen Größen und Formen, Bleirohrstücke und anderes liegen da immer wüst durcheinander. Der alte Schwante ordnet das Zeug nie. Er hat vielleicht auch keine Zeit dazu, denn er schlägt sich mit kleinen Reparaturen geradeso durch. Der alte Strippenzieher Schwante bringt die Genossen des Bezirks auf seine Art „in Lohn und Brot“, hat Franz damals scherzend zu mir gesagt. In dem hinteren Arbeitsraum steht nämlich auf einem langen Tisch ein Abziehapparat. Es ist eine große moderne Kiste. Sie legt die Bogen selbsttätig an und stapelt sie hinter den Gummiwalzen beschriftet auf. Sie hat sogar eine automatische Zählvorrichtung, an der man die Stückzahl der fertigen Bogen ablesen kann. Sie war immer groß, der Apparat arbeitet schnell. Er macht zwar Krach für drei Apparate. Das schadete dort nichts. Es war ja ein gewerblicher Betrieb.

Franz ging zehn Minuten später als Erna zu Schwantes Laden. Ein Stück davor stutzte er. Auf der anderen Bürgersteigseite hatte sich eine Menschenmenge angesammelt. War bei Schwante etwas passiert? Franz erschrak. Er stellte sich hinter die Leute, es kannte ihn ja niemand. Da sah er es. Am Rinnstein vor Schwantes Laden stand ein Überfallauto! Franz zitterte. - Die sind hoch - die sind hoch - du darfst dir nichts anmerken lassen, hat keinen Sinn, dass du auch noch - ob Erna schon drin ist? - was kann ich jetzt tun? - „Mein Kopf schmerzte, als wollte er zerspringen“, erzählte Franz. Plötzlich flog drüben die Ladentür auf. Blassgrün Uniformierte kamen heraus, blanke Nickelschilder baumelten auf ihrer Brust.

Görings Feldpolizei! Sie hatten drei Zivilisten in der Mitte, stießen sie auf das Auto. - Erna Lamprecht - der alte Schwante - und ein großer hagerer Genosse. Den kannte Franz nur flüchtig, er hatte ihn mal mit Rudi getroffen. Aber wo war Rudi? Sein Rotkopf war nicht dabei. Er sollte doch mit abziehen - war er vielleicht schon vorher gegangen? Und der andere da - der vierte Zivilist - das war doch? - Seifahrt! Und der spricht mit der Feldpolizei - sie werfen ihn nicht in das Auto?! Franz stand wie gelähmt. Drüben fuhr das Auto ab. Die Menschen verstreuten sich. Sie tuscheln leise. Du musst weitergehen! riss sich Franz zusammen. Er machte erzwungen ruhige Schritte. So ging er bis zur nächsten Ecke, dann rannte er. Dann plötzlich wusste er, was er zu tun hatte!

Er rannte eine Viertelstunde lang, mit keuchenden Lungen. Zum Kohlenplatz! Kurt, Ernas Mann, warnen! - Er kam zu spät. Zwanzig Minuten später erfuhr er, dass Kurt der Feldpolizei direkt in die Arme gelaufen war. Sie saß bereits in seiner Wohnung, als er kam. Lamprechts Nachbarn hatten das kleine Mädchel der beiden in ihre Obhut nehmen wollen. Die Feldpolizei ließ es nicht zu. Aber eine sofortige Haussuchung hatte das Angebot den Nachbarn eingebracht.

An demselben Abend ging Franz zu Bruno. Zu Bruno, Rudis bestem Freund. Schon im Türrahmen sah Franz zu Brunos düsterem Gesicht, dass der schon alles wusste. Franz ahnte nicht, dass er noch nicht alles wußte. Bruno führte ihn schweigend in sein Zimmer. Dort ließ er sich auf einen Stuhl fallen, vergrub sein Gesicht in den Händen. Franz sah, wie Brunos Schultern unter einem trockenen Schluchzen zuckten. Bruno, der Fichteboxer, dachte er. Der starke Junge, der in der schwierigsten Situation nicht den Humor verlor. Jan hat mir doch erzählt, wie kaltblütig er blieb, als bei dem Braunbuchlesen die SA kam. Dass wir jetzt mit den SAJ-Genossen arbeiten, das ist überhaupt sein Werk. Das Schweigen im Zimmer lag wie eine Zentnerlast auf Franz.

Er sagte: „Seifahrt - der Lump - der Verräter!“

Da riss Bruno mit einem Ruck den Kopf hoch, sah Franz mit weit aufgerissenen Augen an. Sein Gesicht verzerrte sich.

Was hat er denn - weiß er das noch nicht? dachte Franz.

Er sagte langsam: „Der ging doch neben der Feldpolizei -sprach mit ihr - aber wo ist denn Rudi?! - Er war nicht dabei!“

Bruno sprang plötzlich auf, stieß polternd den Stuhl zurück. Er schrie, schrie laut, als ob in dieser Zeit nicht alle Wände Ohren hätten: „Seifahrt - der Seifahrt?! - Dann ist Seifahrt sein Mörder!“ Dann ließ sich Bruno wieder auf den Stuhl fallen. Er sagte: „Rudi - Rudi - ist doch dabei erschoss'n worden...“

Franz wohnt jetzt bei Bruno. Er sagt, dass der ein anderer Mensch geworden sei. Bruno ist abgemagert. Er sitzt bei den Mahlzeiten, wenn alle diskutieren, stumm am Tisch. Er isst apathisch. Bruno ist zu keiner disziplinierten Arbeit mehr zu gebrauchen. Wie ein nimmermüder Vogel umkreist ihn Tag und Nacht nur ein Gedanke: Rache für Rudi! Er ist immer unterwegs, kommt dann spät nachts nach Hause.

Der Bezirk hatte wenige Tage nach dem Vorfall ein Flugblatt herausgegeben. Bruno hat so lange gedrängt, bis er die Gesamtauflage erhielt. Die anderen Genossen erzählen Franz, dass überall, wo Seifahrt auftaucht, die Flugblätter mit ihm gehen. Bruno folgt ihm wie sein Schatten. Seifahrt wechselte seine Wohnung. Er geht jetzt nur noch in SA-Begleitung. Trotzdem findet man ihn eines Abends in seinem Hausflur schwer verletzt auf. Bruno kommt in dieser Nacht mit einem zerkratzten Gesicht nach Hause.

Doch auch im Krankenhaus lässt Bruno dem Seifahrt keine Ruhe. Klebezettel über Seifahrts Tür tauchen dort an den Wänden auf. In der Station, auf der Seifahrt liegt. Als Seifahrt aus dem Krankenhaus entlassen wird, zieht er wieder in eine andere Straße. Die SA hat inzwischen einen regelrechten Überwachungsdienst eingerichtet. Sie kontrolliert überraschend die Taschen der Personen, die das Haus betreten. Bruno ist jedoch nicht abzuschütteln. Nach einigen Tagen stehen auf Seifahrts Treppenflur, tief in die Wand eingegraben, die Worte:

„Achtung! Der Arbeitermörder Seifahrt wohnt jetzt hier!“

So jagt Bruno, der immer gegenwärtige Ankläger, sein Opfer durch die Großstadt. So macht er Seifahrt jede weitere Spitzeltätigkeit unmöglich. Seifahrt ist wie ein gehetztes Wild, das nie weiß, wo der Feind lauert. Denn er kennt Bruno nicht.

Brunos Rachefeldzug hebt das Kraftbewusstsein der Genossen. Er zeigt ihnen, dass sie trotz Terror der SA und der Polizei auch Spitzeln gegenüber nicht wehrlos sind.

Eines Tages gab Seifahrt es endlich auf. Er verschwand unauffällig aus dem Bezirk. Auch Bruno fand seine Spur jetzt nicht mehr. Da sagte er zu Franz: „Einmal finden wir ihn -dann rettet ihn niemand mehr!“ Ich warte am Untergrundbahnhof Wittenbergplatz. Auf Käthe, mein Mädchel. Ich habe sie im Büro angerufen. Wie lange habe ich Käthe nicht gesehen! - Diese Zeit hat unser persönliches Leben

verschluckt. Nicht nur unser eigenes - das aller Genossen. Ob es den andern auch so geht wie mir? Immer häufiger habe ich jetzt den Wunsch, Käthe zu sehen. Zu wissen, da ist jemand, der dich versteht, mit dem du über alles sprechen kannst, über alles. Gewiss, es ist schon viel, die Genossen zu haben. Menschen, die in diesem Land, in dem jeder und alles zur braunen Schablone geworden zu sein scheint, ihren klaren Verstand behalten haben. Der Wirbel der Ereignisse, die Ungewissheit des nächsten Tages hat unsere persönliche Bindung viel, viel stärker gemacht. Ja, wir wissen heute mehr denn je, was wir aneinander zu verlieren haben. -- Am Kaufhaus drüben leuchten grell die Lichtreklamen. Die ganze Tauentzienstraße ist von rotem und blauem Licht überschüttet. Am Straßenende steht klobig und breit die Gedächtniskirche. Die Fußgänger schieben sich in dichten Reihen über die Bürgersteige, an den Auslagen der Läden vorbei. Dicht vor mir schwenken zwei Schupos ihre Arme mit den weißen Stulpen, dirigieren lange Autoreihen um den Platz inmitten der Straße, auf dem ich stehe. Aus der Untergrundbahn kommt eine Menschenmenge. Käthe! Ihre braunen Augen glänzen.

Ich nehme ihre Hand. Käthe hängt sich fest in meinen Arm. Langsam gehen wir durch das Menschengewühl. Wochenlang haben wir uns auf dieses Wiedersehen gefreut, es gäbe nun so viel zu reden. Jetzt aber bleiben wir stumm. Sehen uns nur an, drücken uns die Hand. Nein, jetzt nicht - nachher. Wir werden irgendwohin gehen, uns setzen. Käthes kleine trippelnde Schritte, denen ich mich anpasse, die Wärme ihrer Hand, mir ist, als ob wir hier nur allein gehen. Blass und abgesspannt sieht sie aus. Ihr Gesicht ist schmal geworden. Oder macht es ihr hellblondes Haar, das grelle Licht hier?

An einer Ecke steht eine Heilsarmeegruppe und singt. Eine Frau streckt uns eine Sammelbüchse entgegen. Ihr rotes, volles Gesicht unter der großen Schute lächelt ölig.

In einem kleinen Cafe wählen wir einen einzelnen Tisch am Fenster. Hinter der Scheibe zieht rastlos der Strom der Fußgänger vorbei, wie dumpfes Brausen kommt der Verkehrslärm zu uns herein. Käthe rückt dicht zu mir heran. Ich spüre ihre Wärme. Schweigend rührt sie in ihrer Tasse, sieht mich immer wieder lächelnd an. Ich ziehe den Rauch meiner Zigarette tief ein. Schön so. -Käthe sieht mich wieder an.

Sie sagt: „Mutter ist krank. Liegt schon ein paar Tage.“ „Krank?! - Doch nichts Ernstes?“ „Nein. Immer dasselbe.“

„Sie fragt immerzu nach Franz“, sagt Käthe wieder. „Ich habe ihm nicht erzählt, dass sie krank ist. Beunruhigt ihn bloß.“

„Wann hast du ihn denn getroffen?“ „Gestern. Hilde war auch dort.“

„Ich sah ihn vorige Woche. - Ist bei denen alles in Ordnung?“

„Ja. Es geht ihm gut.“

Ich atme auf. Hat er also den beiden Mädels von der Sache mit Rudi und Bruno nichts gesagt. Auch er wollte sie nicht beunruhigen.

Lange schweigen wir. Dann sage ich zu Käthe, dass wir Weihnachten rausfahren sollten. Irgendwo in die Provinz. Ihr Gesicht wird rot vor Freude. Sie legt ihren Arm um mich. Ihre Augen werden ganz blank. Mit dem Gefühl der Vorfreude machen wir „Reisepläne“. Am liebsten möchte sie in die Mecklenburgische Schweiz, sagt Käthe. Die tiefen Wälder, die vielen Seen dort. Wir überrechnen die vermutlichen Ausgaben. Unsere „Reisekasse“ würde gerade langen, freuen wir uns. Ich bringe Käthe noch bis zur zweiten Querstraße. Dann trennen wir uns.

Langsam gehe auch ich, aus einer anderen Richtung kommend, in unsere Straße zurück. Vielleicht schneit es bis Weihnachten. Wir werden durch einsame Wälder laufen. Rumtollen. Uns schneeballen. Spaß macht es, Steine auf das Eis der Seen zu werfen. Vielleicht kann man auch die Schlittschuhe mitnehmen.

Abends werden wir dann in irgendeinem Dorf sein. Wenn wir dann durch die stille, verschneite Dorfstraße gehen, ist es immer, als ob man Neuland entdeckt. Hinter den niedrigen Fenstern wird Licht sein - man sehnt sich dann nach der warmen Wirtshausstube - Käthe! Wir werden wieder zusammen sein. Tagelang - tagelang -

Der Maikowski-Prozeß läuft nun schon tagelang. Die Presse schrieb bereits, dass die Plädoyers der Staatsanwälte für Anfang Januar zu erwarten seien. Seit dem Marsch der Dreiunddreißiger durch unsere Straße, in der Nacht der Kanzlerernennung, ist nun bald ein Jahr vergangen. Das Urteil soll wohl unbedingt vor dem Jahrestag gefällt werden, als „symbolische Sühne“. Aus den Zeitungsberichten über den Prozess ersehen wir klar, dass es den Staatsanwälten noch immer nicht gelungen ist, den angeklagten Genossen nachzuweisen, dass sie den Sturmführer Maikowski und den Polizisten Zauritz erschossen haben. Trotzdem ein riesiger Apparat in Bewegung gesetzt, die Vorgänge der fraglichen Nacht bis in die geringsten Einzelheiten zerlegt wurden. Die gesamte gleichgeschaltete Presse schreibt aber immer nur über den „Mordüberfall der Kommune“. Damit soll in der Öffentlichkeit der Begriff „kommunistische Mörder“ gezüchtet werden. Keine der Zeitungen erwähnt auch nur mit einer Zeile die Tatsache, dass die

SA durch die Wallstraße marschierte, obwohl sie damals der Rückmarsch vom Fackelzug zu ihrem Sturmlokal durch Straßen hätte führen müssen, die völlig entgegengesetzt liegen. Durch ihren Einmarsch in unsere Straße hat doch die SA erst die Möglichkeit eines Zusammenstoßes herbeigeführt. Wir wissen es, sie wollte unsere Straße im ersten Siegestaumel der Machtübernahme „im Sturm nehmen“. Die angeklagten Genossen müssen in der Gerichtsverhandlung zumindest auf diesen Einmarsch hinweisen; denn die Presse deutet Entkräftigungen und Widerlegungen der Angeklagten an, die „bewusste Verdrehung und Lüge“ seien. Auch die Gerichtsverhandlung muss für die Genossen eine furchtbare seelische Folterung sein. (Wie müssen sie erst vorher bei den monatelangen „Vernehmungen“ gelitten haben!) In den Prozessberichten der Zeitungen steht oft der nüchterne, gemeine Satz: „Die Verhandlung musste abgebrochen werden, weil eine Angeklagte wieder mal ihre Schreikrämpfe bekam ... weil ein Angeklagter, wie schon oft ausprobiert, mit Krämpfen umfiel...“

Die nationalsozialistischen Zeitungen haben aus Maikowski bereits einen „Nationalhelden“ gemacht. Den SA-Sturm 33 bezeichnen sie immer nur als „den Ehrensturm Deutschlands, den Sturm der alten Kämpfer“. Goebbels „weihte“ unlängst auf dem Tempelhofer Feld neue Fahnen der Partei. „Durch Berühren mit der Blutfahne Maikowski.“ Die darüber veröffentlichten Bilder zeigen den Sturm 33 als „Ehrenspalier“ vor der Rednertribüne. Es gab bisher nur die „Blutfahne vom 9. November 1923“. (Die Fahne, die damals bei ihrem Putsch in München getragen wurde.) Es gab nur einen „Nationalhelden“: Horst Wessel. Der von seinen eigenen SA-Leuten erschossene Maikowski ist jetzt ihr zweiter „Märtyrer“. Dies alles hat unsere Sorge um die angeklagten Genossen noch größer gemacht. Um so mehr, als die Nazizeitungen jetzt schon offen nach den Köpfen der Angeklagten schreien.

Trotz alledem steht der Maikowski-Prozeß nicht im Blickfeld der Öffentlichkeit. Der Reichstagsbrandprozeß überschattet ihn immer stärker. Nach der Vernehmung von Göring und Goebbels ist die Spannung über den Ausgang dieses Prozesses in allen Kreisen der Bevölkerung auf das höchste gestiegen. Die Menschen holen sich die Berichte über den Prozess aus den ausländischen Zeitungen. Nie sind diese soviel

bei uns gelesen worden wie jetzt. Überall, in den Bahnen, in den Cafes, sitzen die Menschen und lesen in ausländischen Zeitungen. In den Cafes gehen diese Zeitungen von Hand zu Hand, jeder wartet schon darauf, dass sie der andere ausgelesen hat. Denn nicht alle haben Geld genug, ausländische Zeitungen zu kaufen.

Doch selbst die deutsche Presse hat dem Diktator Göring eine Ohrfeige geben müssen. Als Göring von der verbrecherischen Weltanschauung des Kommunismus sprach und Dimitroff ihn kühn fragte, ob ihm bekannt sei, dass diese verbrecherische Weltanschauung den sechsten Teil der Erde, nämlich die Sowjetunion, regiere, brauste Göring wieder auf. Ihm sei zunächst bekannt, dass die Russen mit Wechsellern bezahlten, aber ihm sei nicht bekannt, dass diese auch eingelöst würden. Tags darauf erschien in der deutschen Presse ein amtliches Dementi, das feststellen musste, „dass die Sowjetregierung bis zum heutigen Tage ihren Verpflichtungen in Deutschland pünktlich nachgekommen ist“. Die Notiz war in allen Zeitungen ganz klein gedruckt, sie wurde außerdem an versteckter Stelle gebracht, aber unsere Genossen gaben sie schmunzelnd von Hand zu Hand. Nicht nur wir haben uns darüber gefreut. In den Lebensmittelgeschäften hörte ich die Leute darüber sprechen: „Die haben es nötig, so zu reden ...“

Alle Verdrehungen und Unterschlagungen können nicht mehr verhindern, dass die Wahrheit über die wirklichen Brandstifter in immer weitere Kreise dringt. Wo unsere illegalen Flugblätter und Zeitungen nicht hinkommen, bringen die Radiowellen des Moskauer Senders Aufklärung. Überall sind Hörergemeinschaften organisiert worden, jetzt auch in unserer Straße. Jeden Abend hören wir die Prozessberichte. Sie werden dann von den Genossen mündlich weitergetragen. Hilde erzählte uns, dass sogar SA-Leute, die zu ihrem Bruder kommen, über diese Nachrichten des Moskauer Senders sprechen. Einige voller Wut, andere, um „nur Neuigkeiten mitzuteilen“. Göring ist sich klar darüber, welchen Umfang dieser Radioempfang bereits angenommen hat. Er erließ eine Verfügung: „Der Radioempfang ausländischer Sender und das gemeinsame Abhören derselben wird als staatsfeindliche Versammlung betrachtet und dementsprechend bestraft.“

Die Verfügung wird Druckerschwärze bleiben, zumindest für uns. Görings „Kollege“ Goebbels „unterstützt“ uns hierbei hilfreich. Auf seine Anweisung hat die deutsche Radioindustrie die Fabrikation von so genannten Volksempfängern aufgenommen und dieselben verhältnismäßig billig herausgebracht. Man kann diese kleinen Apparate für wenige Mark Anzahlung erwerben und zahlt dann die restliche Summe in kleinen Monatsraten ab. Mit diesen Apparaten kann man nur die deutschen Sender empfangen, das war auch der Zweck der Übung. Unsere Radioamateure hatten jedoch bald heraus, dass man die Reichweite dieser Apparate mit einem kleinen Zusatzgerät, das nur einige Mark kostet, erhöhen kann.

Jetzt hören mit solchen Radios viele Genossen - die nie das Geld für einen teuren Fernempfangsapparat aufbringen konnten -Moskau.

Heute ist „Heiligabend“. Ich habe mich mit Ede verabredet. Ede will zur Verteilungsstelle des Winterhilfswerkes gehen. Zu der NSV,

„Kannste ruhig mitkomm. Die stehn da imma uff der Straße an. Wenn ick drankomme, kommste eben nich mit rin, fällt janich uff“, hat mir Ede auf meine Bedenken erwidert. „Da kannste aber mal hör'n, watt die Leute so reden“, meinte er dann.

Aus diesem Grunde hatte ich die Sache mit ihm überhaupt nur besprochen. Wir wollen uns aber doch erst in der Nähe der Verteilungsstelle treffen. Es ist von unserer Straße knapp zehn Minuten Weg.

Winterhilfswerk. - Teichert hat mir erzählt, dass in seinem Betrieb jeder wöchentlich fünfzig Pfennig dafür „opfern“ muss. Eine von den vielen „freiwilligen“ Spenden. Der Nazifunktionär lässt bei ihnen am Geldtag eine Liste herumgehen, auf der schon alle Namen stehen. Dahinter ist auch meist der Geldbetrag eingesetzt, und so traut sich niemand, weniger als sein „Vorgänger“ zu geben. Freiwillige Spender bekommen eine Winterhilfsplakette. Die runden, bebilderten Papierrosetten mit der Aufschrift „Wir helfen“ kleben in allen Häusern, auch in meinem, an vielen Wohnungstüren. Sie haben jeden Monat eine andere Farbe. An manchen Türen ist schon eine richtige „Bilderkollektion“. Für die Scharen der Sammler, die in allen Häusern mit klappernden Büchsen herumlaufen, sind sie der Ausweis, dass diese Mieter schon „geopfert“ haben. Teichert erzählte, dass die Proleten für die fünfzig Pfennig, die sie auf der Sammelliste „z